

Gestrandet auf Rorqual

David terGorden auf dem Planeten der tausend Rätsel

Belgien F 30 / Frankreich F 4,40 / Italien L 800 / Luxemburg F 28 / Niederlande f 2,- / Spanien P 75



von Conrad C. Steiner

David terGorden auf dem Planeten der tausend Rätsel

Bis zum Januar des Jahres 2500 lag die Raumfahrt im Sternenreich der Menschheit in den Händen von PSI-begabten Raumfahrern – den Treibern. Nur die Treiber konnten mit ihren parapsychischen Fähigkeiten die Sternenschiffe durch die Galaxis führen. Aber Lordoberst Max von Valdec, der Vorsitzende des über die Erde und ihre Kolonien herrschenden Konzils der Konzerne, will die Treiber durch die Kaiserkraft, einen von seinem Konzern entwickelten Raumschiffsantrieb, ersetzen.

Unter der Führung der Terranauten wehren sich die Treiber gegen ihre Ablosung. An der Spitze der Rebellen stehen der Logenmeister Asen-Ger und der junge David terGorden. David ist der Erbe des Urbaums Yggdrasil, ohne dessen Mistel keine Treiberraumfahrt möglich ist. Valdec schlägt die Rebellion der Treiber mit seinen Grauen Garden unerbittlich nieder. Er zerstört Yggdrasil und befiehlt, allen aufständischen Treibern durch Gehirnoperationen ihre PSI-Fähigkeiten zu nehmen.

Aus alten Teilen der Galaxis flohen die Treiber nach Zoe, dem Planet der Logenmeister. Bei den Kämpfen um Zoe kommt es durch den Einsatz von Valdecs Kaiserkraft zur Vernichtung des Planeten. Um ihr Leben zu retten, geben sich die meisten Treiber in die Gewalt der Grauen Garden, nur David, Asen-Ger und einigen Terranauten gelingt die Flucht mit einem kleinen Raumschiff. Sie werden in ein unbekanntes Sonnensystem verschlagen, in dem sie einen erdähnlichen Planeten entdecken – die unheimliche Welt Rorqual.

Die Personen der Handlung:

David terGorden – Der Erbe der Macht kehrt nach Rorqual zurück.
Claude Farrell – Davids neuer Gefährte.
Thorna – Ein Mädchen, das wie die Terranauten auf Rorqual festsitzt.
Debussy – Ein undurchsichtiger Händler des Scharlachmeeres.

Bericht David terGorden

Als die Grauen Garden am 3. Februar 2500 zum dritten Angriff auf Zoe ansetzten, waren wir alle bis an die Grenzen unserer Leistungsfähigkeit erschöpft. Einige Treiber hatten bereits unter der tagelangen Extrembelastung, einen psionischen Abwehrschirm um Zoe aufrechtzuerhalten, den Verstand verloren.

Ich selbst kann mich an die letzten Stunden in den Höhlen von B'ai Ching nur noch undeutlich erinnern. Das blasse, angespannte Gesicht der kleinen Narda, die mit mir den Abwehrschirm koordinierte; Asen-Gers beruhigende Gedankenimpulse; die leeren Augen von Mandorla, der desertierten Queen der Garde; mehr ist mir nicht im Gedächtnis geblieben.

Valdecs Kaiser-Transmitter brachte das Verderben nach Zoe. Bei dem Versuch, durch diesen heimlich installierten Transmitter unseren Abwehrschirm zu unterlaufen, kam es zu einer kosmischen Katastrophe. Die Garde verlor für kurze Zeit die Kontrolle über das Kaiser-Gerät, und eine unbekannte Energieform aus Weltraum II drang in unser Universum ein. Die Weltraum-II-Energie begann den Planeten Zoe regelrecht zu fressen. Uns blieb nur die Kapitulation, wenn wir das Leben unserer Treiberkameraden retten wollten. Mandorla verhandelte mit ihrem ehemaligen Chef Valdec und erreichte, daß zumindest, das Leben der Treiberrebellen geschont wurde. Wer sich ergab, den erwartete lediglich eine Gehirnoperation, mit der seine PSI-Fähigkeiten zerstört wurden. Nur der innere Kreis der Terranauten hatte keine Gnade zu erwarten. Asen-Ger, die anderen Terranauten, Mandorla und ich mußten fliehen, wenn wir überleben wollten.

Im Chaos der einstürzenden Grotten von B'ai Ching kämpfte ich mich an der Seite von Mandorla zu unserem Fluchtraumschiff durch, das die Logenmeister in einer Nebenhöhle schon vorsorglich bereitgehalten hatten. Es war ein achtzig Meter durchmessenes Kurierschiff, wie sie vom Konzil für Eilaufträge eingesetzt werden. Die alte Bezeichnung auf der Hülle hatte man übermalt. Jetzt trug das Schiff mit den überschweren MHD-Triebwerken den Namen TASCA, der wohl an die legendäre Revolutionärin des Interstellaren Krieges erinnern sollte. Im Augenblick kein gutes Omen, denn mit der Rebellion der Treiber stand es nicht viel besser als mit dem historischen Aufstand der Kolonialwelten, den das Konzil vor fast hundert Jahren im Interstellaren Krieg brutal niedergeschlagen hatte.

Unser großer Gegner, der Konzilsvorsitzende Valdec, schien auf ganzer Linie gesiegt zu haben. Der Aufstand der Treiber war überall in der Galaxis zusammengebrochen. Die Treiber waren zu Ausgestoßenen

und Gejagten geworden, mußten ständig vor Valdecs Grauen Garden fliehen. Man brauchte sie nicht mehr, denn Valdec hatte einen Raumschiffsantrieb entwickelt, der die Treiberraumfahrt ablösen würde. Doch die Kaiserkraft, so nannte man die Energie aus Weltraum II, mit der der neue Antrieb arbeitete, stellte eine tödliche Bedrohung für unser Universum dar. Valdec ignorierte das. Für die Verwirklichung seiner Machtträume war er zu jedem Risiko bereit.

Im Rückblick läßt sich leicht erkennen, daß die Treiberrevolte des Jahres 2500 von Anfang an keine Chance hatte. Das schoß mir auch damals in den letzten Minuten auf Zoe durch den Kopf. Es hatte keine Führung des Aufstandes gegeben. Er war nicht ausreichend vorbereitet gewesen, und glich eher einer kopflosen Revolte als einer Revolution zum Sturz des Konzils. Besonders die Logenmeister hatten durch ihr langes Zögern, den Aufstand zu unterstützen, Valdec in die Hände gearbeitet. Aber der Untergang von Zoe bedeutete auch das Ende des Rates der Logenmeister. Die Terranauten erwiesen sich als viel zu wenige, zu schlecht organisiert und zu disziplinlos, um die Treiber im Kampf gegen Valdec zu führen. Im Gegenteil: der Treiberaufstand wurde für Valdec zu einem willkommenen Vorwand, die Treiber als einzigen Unsicherheitsfaktor, den es im System des Konzils noch gab, endgültig auszulöschen.

Auch ich selbst war für die Niederlage der Treiber verantwortlich. Ich hatte zu lange gezögert, aktiv in dem Kampf einzugreifen. Ich hätte als Erbe Yggdrasils zu einer Symbolfigur für den Unabhängigkeitswillen der Treiber werden können, oder, wenn ich die Biotroniks-Erbschaft angenommen hätte, zu Valdecs Hauptgegner im Konzil. In mir schlummerte das legendäre Wissen meiner Mutter Myriam. Ich verfügte über mir selbst unheimliche, ungeheure PSI-Kräfte, die ich nie gewagt hatte, voll einzusetzen. Aber nach der Flucht von Zoe sollte das anders werden. Ich war wild entschlossen, mit der Hilfe der letzten freien Treiber, die Terranauten neu zu formieren und aus ihnen die Kampftruppe einer neuen Widerstandsbewegung gegen das Konzil zu machen.

Eine Chance dazu gab es nur, wenn uns die Flucht gelang. Zwanzig schweißüberströmte Gesichter sah ich in der Zentrale, als die TASCA startete. Ich kannte nur den blonden Logenmeister und Mandorla. Wir mußten uns darauf verlassen, daß es Narda, Rollo und den Zwillingen auf eigene Faust gelang mit der Garde fertig zu werden. Bei der Evakuierung der Grotten hatten wir die Vier aus den Augen verloren. Besonders wegen der kleinen Narda machte ich mir Vorwürfe.

Der Start verlief glatt. Gleichzeitig zündete die Bombe, die Asen-Ger

im Hangar deponiert hatte, um die Energiewesenheiten aus Weltraum II aufzuhalten. Auf einer Feuersäule raste die TASCA ins All hinaus. Fast automatisch schlossen wir uns in der Zentrale auf mentaler Ebene zu einer Großloge zusammen, um das Schiff nach Weltraum II zu führen. Meine wilde Entschlossenheit, den Kampf gegen Valdec nicht aufzugeben, ließ mich instinktiv die Führung der Loge übernehmen. Asen-Ger schaltete die Triebwerke aus und gab mir telepathisch das Zeichen für den Übergang. Für Sekundenbruchteile lenkte mich eine plötzliche Erinnerung ab. Vor wenigen Wochen war ich in einer ähnlichen Situation gewesen. Mit Narda, Rollo, Greeny und Whity war ich auf Terra in einem kleinen Gleiter vor der Garde aus dem Heiligen Tal geflohen. Wir mußten uns auch damals durch einen schnellen Übergang nach Weltraum II retten, bei dem wir auf unerklärliche Weise auf den Planeten Rorqual gelangten. Yggdrasil hatte mir Rorqual als letzte Zuflucht genannt.

Sprung! drängten Asen-Gers Gedankenimpulse.

Ich konzentrierte mich, aber mein Unterbewußtsein stand immer noch im Bann der Erinnerung an Rorqual. Schemenhaft tauchte das Bild des geheimnisvollen Planeten vor mir auf, auf dem ich Yggdrasils Samen deponiert hatte, sicher vor dem Zugriff des Konzils und die einzige Hoffnung der Erde, in ferner Zukunft die Treiberraumfahrt zurückzuerlangen.

Dann wurde es schwarz um mich. Der Übergang nach Weltraum II vollzog sich diesmal völlig anders als gewohnt. Er raubte uns allen das Bewußtsein; mir schien, als habe jemand fremdes die Führung der Loge übernommen. Doch dieser Fremde schien irgendwo in mir selbst zu sein.

Als wir wieder zu uns kamen, füllte ein fremder Planet den Hauptbildschirm der Zentrale aus. Dunkle, rötlich schimmernde Wolken verhüllten die Oberfläche. Das muß Rorqual sein, war mein erster Gedanke, sowohl ich die Welt noch nie aus dem All gesehen hatte.

Asen-Ger begann sofort fieberhaft an den Kontrollen zu arbeiten. »Umlaufbahn steht«, verkündete er nach einigen Minuten. »Wir sind mit der TASCA in einem stabilen Orbit. Ortung?«

Ein dunkelhaariger Treiber, den ich nicht kannte, antwortete von der Ortungskontrolle her: »Die Instrumente sind beschädigt. Ich bekomme keine vernünftigen Werte mehr. Wir sind praktisch blind. Nur die optische Erfassung arbeitet noch.«

»Dann schwenke die Außenkameras einmal um 360 Grad«, befahl Asen-Ger.

Der fremde Planet begann langsam über den Bildschirm zu wandern. Sein Rand tauchte auf, und dann folgte eine von einem seltsamen, roten Licht erfüllte Leere, die nichts mit dem normalen Weltraum, wie wir ihn kannten, zu tun haben konnte.

»Ich weiß nicht, wie weit wir der optischen Erfassung noch trauen können«, rief der Mann an der Ortung sofort. Wie zur Bestätigung begann der Bildschirm zu flackern und wurde dann schwarz.

Wenn wir unsere nähere kosmische Umgebung erkunden wollten, blieben uns nur noch die Beiboote.

»Die Flucht von Zoe ist uns jedenfalls geglückt«, stellte ich ruhig fest. »Wir sollten sehen, ob wir den Planeten unter uns nicht zu einer vorläufigen Basis machen können. Ich schlage vor, wir schleusen die Beiboote aus und unternehmen einen Erkundungsflug.«

Es stellte sich heraus, daß unser Fluchtschiff nur über zwei Beiboote verfügte. Einen großen, flachen Standard-Landefähren und ein kleineres Erkundungsboot, das nur Platz für fünf Personen hatte. Es wäre naheliegend gewesen, zunächst das kleinere Boot loszuschicken und abzuwarten. Aber wir entschieden uns nach einigem Zögern anders.

Fast alle Instrumente der TASCA waren ausgefallen. Auch eine Funkverbindung mit den Beibooten wäre unmöglich gewesen. Offensichtlich waren diese Schäden auf die Einwirkung von Weltraum-II-Energie während des Starts von Zoe zurückzuführen. Die Beiboote in ihren Hangars waren jedoch unversehrt. Ein schneller Check ergab, daß alle Systeme einwandfrei arbeiteten. Deshalb entschlossen wir uns, mit beiden Beibooten gleichzeitig zu starten, um so ständig in Verbindung zu bleiben. Das kleinere Boot sollte die Naherkundung übernehmen. Es stand unter dem Kommando von Asen-Ger. Ich blieb mit der Landefähre zunächst in einer stabilen Umlaufbahn. An Bord der TASCA ließen wir nur zwei Mann Wache zurück.

Das alles war eine verhängnisvolle Fehlentscheidung. Aber wir waren alle völlig erschöpft und kaum noch zu klaren Gedanken fähig. Niemand hatte Lust in der blinden und tauben TASCA zurückzubleiben, in der laufend weitere Aggregate ausfielen. Alle sehnten sich danach, endlich einen ruhigen, sicheren Ort zu finden, an dem man sich erholen konnte. Die Bordwache mußten wir durch Los bestimmen. Unser größter Fehler war, daß wir die Instrumentenausfälle auf der TASCA einfach auf Beschädigungen beim Start zurückführten, ohne sie sofort eingehend zu untersuchen. So übersahen wir, daß vieles, was wir für falsche Meßdaten hielten, nicht an den Instrumenten sondern an unserer eigenartigen Umgebung lag.

Jemand stellte die Theorie auf, wir befänden uns noch immer in Weltraum II. Aber noch erschien uns diese Idee zu unwahrscheinlich.

Das Ausschleusemanöver der Beiboote verlief dank der Notaggregate für die Schleusentore glatt. Wir gingen in einiger Entfernung von der TASCA in einen stabilen Orbit, während Asen-Ger mit seinem Boot in die roten Wolkenfelder hinabtauchte. Asen-Gers Boot war kaum in den Wolken verschwunden, als die Funkverbindung mit ihm abriß. Auch die Instrumente meiner Landefähre lieferten so widersprüchliche Werte, daß wir uns kein genaues Bild von unserer Umgebung machen konnten. Mit der Sichtortung ließ sich in 0,4 Lichtjahren Entfernung eine rote Sonne ausmachen, aber in dem rötlichen Flimmern, das hier die Schwere des Alls ersetzte, konnten wir keinen einzigen Stern ausmachen.

Wir schlossen unsere PSI-Kräfte zusammen, um auf mentaler Ebene wieder Kontakt zu Asen-Ger zu bekommen. Vergeblich. Ein unerklärlicher, hemmender Einfluß legte sich schmerzhaft über unsere PSI-Aktivität und erstickte unseren PSI-Ruf regelrecht. Die Schmerzen wurden immer intensiver, bis wir gezwungen waren unseren geistigen Verbund aufzulösen. Einen Augenblick fürchtete ich unter den völlig überlasteten Treibern an Bord würde eine Panik ausbrechen. Dann fesselte ein anderes Phänomen die Aufmerksamkeit meiner Kameraden, daß aber die allgemeine Verwirrung nur noch steigerte.

Über den Horizont des unbekannten Planeten schob sich eine ›schwarze‹ Sonne. Ein anderes Wort, um diesen Anblick zu beschreiben, finde ich nicht. Es war, als ob man einen Sonnenaufgang auf einem Negativ-Film sehen würde. Von einem schwarzen Fleck aus senkte sich Dunkelheit über den Planeten, wie eine normale Sonne einer Welt Licht bringt.

Zum ersten Mal kamen mir Zweifel, ob der Planet unter uns wirklich Rorqual war. Ich hatte meinen Kameraden von dieser Vermutung sowie nichts gesagt, weil ich es nicht wagte, in dieser kritischen Situation die Sprache auf Yggdrasils Samen zu bringen. Ich spürte, daß beim Anblick der schwarzen Sonne die nervliche Anspannung an Bord in offene Panik umzuschlagen drohte. Um das zu verhindern, mußte ich handeln.

Kurzentschlossen befahl ich, Asen-Gers Boot zu folgen. Wir mußten etwas tun, um nicht völlig durchzudrehen. Die Treiber gingen sofort aufatmend darauf ein. Zwei Minuten später durchstießen wir die Wolkendecke. Unter uns breitete sich eine vegetationsreiche Hügellandschaft aus, die abgesehen von den überall vorherrschenden Rottönen durchaus erdähnlich wirkte. Wir kamen kaum dazu, das

Landschaftsbild in uns aufzunehmen, denn im gleichen Augenblick erhielten wir wieder Funkkontakt zu Asen-Ger. Ein Treffpunkt wurde vereinbart, und fünf Minuten danach hingen unsere beiden Schiffe dicht nebeneinander in tausend Meter Höhe über der fremden Planetenoberfläche. Eine Landung wollten wir angesichts der seltsamen Verhältnisse auf dieser Welt noch nicht riskieren. Wir flogen gemeinsam zurück zur TASCA. Aber als wir diesmal von unten in die rote Wolkendecke eintauchten, kam es zur Katastrophe …

aus *Die terGorden-Chronik*

*

Thorna rannte über die Bergwiese auf die Felsen zu. Der Morgen roch nach Harz, der Wind kühlte ihre Haut. Je näher sie den Felsen kam und je weiter die Kolonie hinter ihr zurückfiel, desto stärker wurde ihre Zuversicht, daß sie es diesmal schaffen würde. Die Schönheit und Weite des Landes, der scharlachrote Himmel und das seltsame Funkeln des roten Auges, das die Sonne dieser Welt darstellte, gaben ihr Recht: Es war höchste Zeit gewesen, alle Fesseln zu brechen.

Mit einiger Ausdauer und Konzentration mußte sich der Weg, den der Grüne Flieger ihr gewiesen hatte, finden lassen. Der Weg in die Freiheit. Hinter dem Talkessel, das wußte sie, warteten Wunder und Geheimnisse auf sie. Jeder in der Kolonie hatte davon gewußt. Diese Welt wimmelte von Leben. Wer hier blieb, würde niemals etwas davon zu sehen bekommen.

Sie lief rasch, ohne die geringste Spur zu hinterlassen. Es war ein neues Gefühl für sie, unbewacht eigene Schritte tun zu können, ihren Gedanken nachzuhängen und von keiner Mauer begrenzt zu werden. Sie hatte während ihres jungen Lebens mehr als einen Fluchtversuch unternommen; dies hier war der erste, der gelingen würde. Sie wußte, daß sie es schaffen würde.

Es war geglückt. Keine Macht der Welt konnte sie jetzt noch einholen.

»Du wirst es allein nicht schaffen, Menschenkind«, hatte der Grüne Flieger zum Abschied zu ihr gesagt, nachdem er mit ihr über die weiße Mauer geflogen war, die die Oase umschloß. »Niemand, der keine Schwingen hat, kann die Felsen überwinden.« Sie war trotzdem geflohen. Beim ersten Mal hatte sie sich wie eine Närrin angestellt. Sie hatte am hellichten Tag die Mauer überklettert und war in das die Kolonie umsäumende Sandmeer gelaufen. Sie hatte nicht einmal die Chance gehabt, den Bergwiesen auch nur nahe zu kommen. *Das laute*

Rascheln von Schwingen. Zwischen den roten Wolken waren geflügelte, lederhäutige Wesen aufgetaucht. Netze schwingend. Gegenwehr war zwecklos gewesen. Das feinmaschige Netz war auf sie herabgefallen und hatte ihr den Boden unter den Füßen weggerissen.

Aber damals war damals und heute war heute. Vergessen alles, was hinter ihr lag: die weißgekalkten Gebäude der Oase, die Mauer, die die Mädchen an der Flucht hinderten; die Grünen Flieger, die in ihren Horsten auf den Bergen lebten und sich nehmen durften, was ihnen gefiel, solange sie sich nicht gegen ihre eigenen unbegreiflichen Gesetze vergingen.

Am Fuße einer Geröllhalde machte Thorna kurz Rast. Nicht etwa, weil sie erschöpft gewesen wäre – sie hatte noch einen langen und beschwerlichen Weg vor sich und mußte mit den Kräften haushalten.

Sie dachte an Mutter Yarina, die Verwalterin der Kolonie, die eine Vertraute der Grünen Flieger und ihren Herren Untertan war.

»Niemand kann seiner Bestimmung entgehen«, hatte sie gesagt, als die Grünen Flieger Thorna zurückgebracht hatten (zappelnd in dem Netz, wie ein Fisch auf dem Trockenen). »Die Herren der Berge bestimmen, wann jemand die Kolonie verläßt! Und auch für dich wird der Tag kommen.«

Thorna fürchtete sich vor den Herren der Berge. Zwar hatte sie bisher noch niemand zu Gesicht bekommen, aber jeder wußte, daß sie existierten. Sie verließen ihre Horste niemals, und es gingen die Gerüchte, daß sie, obwohl sie den Grünen Fliegern ähnlich sehen mußten, nicht über die Gabe des Fliegens verfügten. Dennoch mußte irgend etwas Schreckliches an ihnen sein. Wie sollten sie ihre Untertanen sonst dazu zwingen können, ihnen zu dienen? Die Grünen Flieger waren frei wie die Vögel; jeder einzelne von ihnen konnte dorthin gehen, wo es ihm gefiel. Trotzdem gehorchten sie den Herren der Berge, und man hatte noch nie davon gehört, daß sich einer von ihnen gegen sie erhoben hatte.

Als Mutter Yarina Thorna hatte losbinden lassen, war einer der Grünen Flieger plötzlich aufgetaucht. Sein Blick hatte Thorna verraten, daß er sie begehrte und bereit war, ihr zur Flucht zu verhelfen. Er hatte ihr den Weg verstellt und seine Schwingen zusammengefaltet.

»Du bist hübsch«, hatte er in seinem kehligen Dialekt gesagt. »Du gefällst mir, Menschenkind. Wie ist dein Name?«

Thorna hatte das Geschöpf abschätzend gemustert. Abgesehen von denen, die ihr während des mißlungenen Fluchtversuchs nachgeeilt waren, hatte sich ihr noch kein Angehöriger seines Volkes genähert.

Die Grünen Flieger hielten sich überhaupt nie in der Nähe der Mädchen auf. Ihre Kontaktperson war Mutter Yarina. Offensichtlich war es ihnen verboten, in der Kolonie mit den Mädchen Kontakte anzubahnen.

»Geh weg!« erwiderte Thorna fauchend. Sie hatte Angst vor dem Grünen Flieger, und ihre Furcht, mit ihm gesehen zu werden, war nicht unbegründet. Mutter Yarina war nicht nur wachsam, sondern auch grausam. Und dieser Grüne Flieger hier … Er war mit seinem fremdartigen Aussehen nicht dazu angetan, in ihr freundschaftliche Gefühle zu erwecken.

Der Blick des Grünen Fliegers war begehrlich auf Thornas junge Brüste gerichtet, und die spitze, blaßgrüne Zunge, die zwischen seinen rissigen Lippen zu sehen war, verriet seine Gedanken und Begierden. Er hatte eine dunkelgrüne Haut, spitze Ohren und Zähne, die an den Vampir der terranischen Märchen erinnerten. Er war schlank und dennoch muskulös, trug einen aus Grasfasern gefertigten Lendenschurz und ein langes, gebogenes Messer im Gürtel. Sein beinahe kugelrunder Schädel war völlig haarlos. Er legte eine hornige Hand auf Thornas Hüfte und zog das Mädchen an sich. Als sein Gesicht sich dem ihren näherte, zuckte Thorna zusammen und zitterte. Der Grüne Flieger roch nach Anis. Seine Haut war heiß. Er mußte eine sehr hohe Körpertemperatur haben, dachte sie überrascht.

»Du willst weg von hier, wie?« flüsterte er in ihr Ohr.

Thorna war schockiert. Daß sie derartige Gedanken hatte, war schon gefährlich genug. Daß der Grüne Flieger sie aussprach, grenzte schon an Ketzerei. Wollte er sie etwa versuchen?

»Ja«, flüsterte der Grüne Flieger. Seine rauhe Wange berührte die Thornas. »Weg von hier. Durch das Sandmeer und über die Berge. Wo man atmen kann und leben. Das ist doch dein Traum, nicht, Menschenkind?«

»Ja, ja«, keuchte Thorna, die die Hände des fremden Geschöpfes jetzt nicht mehr abwehrte. »Ich will sehen, was hinter den Bergen ist. Ich will die grünen Länder sehen und die Meere. Ich will wissen, wer dort lebt und wie … Ich habe nicht mehr viel Zeit, verstehst du? Ich habe fast *das Alter* …«

»Ich sehe es«, sagte der Grüne Flieger. »Oh ja, ich sehe es wirklich. Bald wird man dich holen. Die Herren der Berge brauchen Menschenkinder wie dich. Du …«

»Thorna!«

Die schrille Stimme Mutter Yarinas gellte durch die über die Kolonie lastende Stille wie ein Schuß. Der Grüne Flieger zwinkerte Thorna

noch einmal zu, breitete seine Schwingen aus und hob sich in die heiße Luft.

In der gleichen Nacht war Thorna mit seiner Hilfe geflohen.

*

Überall wohin sie sah, trugen die Felsen Zeichen von Pflanzenwuchs. *Die Sonne:* Ein heißer Stachel in ihrem Rücken, Ansporn und Herausforderung zu einem noch härteren Einsatz ihrer Kräfte.

Bald erreichte sie ein weiteres Grasband. Die Hälfte der Wand lag jetzt hinter ihr. Der Grüne Flieger (sie hatte ihn nicht einmal nach seinem Namen gefragt) hatte ihr den richtigen Weg gewiesen. Tief unter sich sah Thorna Wiesen liegen; wellige Graskuppeln, mit Steinen übersät. Die Kolonie war drei Tagesmärsche entfernt. Die Einöde, die vor ihr lag, drückte auf ihr Gemüt und machte sie plötzlich anfällig für ein erstes Vorgefühl von Angst und Verzweiflung. Noch war sie nicht aus der Gefahrenzone heraus. *Noch nicht!* Erst auf der anderen Seite würde sie niemand mehr suchen. Thornas Fuß ertastete einen Vorsprung, gewann Halt. Langsam zog sie sich hinauf. Eine Stunde später hatte sie den Gipfel erreicht und starrte auf das hinab, was sich vor ihr ausbreitete. Sie hätte beinahe aufgeschrien. Daß die Freiheit aus einem Gewaber roten Nebels bestand hatte ihr niemand gesagt.

*

Am nächsten Tag wanderte Thorna an einem seltsamen Fluß entlang. Milchige Dunstschleier bedeckten ihn von einem Ufer zum anderen und ließen nirgendwo einen Blick auf sein Wasser zu. Einmal glaubte sie ein hölzernes Schiff zu erkennen, dessen Segel schlaff vor dem Wind hingen. Sie bildete sich ein, einen lautlos dahintreibenden Rumpf zu sehen, vor dessen Bug sich die nebelhaften Wogen wie Flammenströme teilten. Natürlich gab es Schiffe auf diesem Fluß, auch wenn Thorna nicht verstand, wie sie es schafften, nicht unterzugehen. Denn als der Dunst sich gegen Mittag langsam lichtete, sah Thorna, daß der Fluß nicht aus Wasser bestand, sondern aus einem eigenartig leuchtendem, rötlichen Gas, in dessen Tiefen sich die unglaublichsten Kreaturen tummelten.

Der Uferstreifen, auf dem sie ging, war trocken und dürr. Hin und wieder ragten zu ihrer Linken kleine Wäldchen aus überdimensional großen Blumengewächsen auf. Manche davon sahen Tulpen nicht unähnlich. Nirgendwo entdeckte sie jedoch Anzeichen menschlichen

Lebens. Die Stille, die Thorna umgab, war beinahe absolut. Die Wogen des Flusses plätscherten nicht, sondern zischten leise, wenn sie sich am Ufer brachen.

Es war eine gespenstische Welt, auf der sie vor sechs Jahren mit ihrem Vater gestrandet war. Nicht sehr viele der Auswanderer hatten die Katastrophe überlebt. Sie erinnerte sich an einen jungen, hellhaarigen Treiber mit verträumten Augen, der sie auf seinen Armen aus dem Schiffswrack getragen hatte, obwohl er selbst schwer am Kopf verletzt worden war. Er war irgendwo untergetaucht, wie die meisten, die in panikartigem Schrecken in alle Windrichtungen auseinandergelaufen waren. Ihr Vater hatte versucht, wenigstens einen kleinen Teil der Überlebenden zusammenzuhalten, aber seine Bemühungen waren umsonst gewesen. Eine unerklärliche Angst hatte sowohl die Treiber als auch die Passagiere des Schiffes ergriffen und ihre Sinne verwirrt; das Entsetzen, auf einer unbekannten Welt gestrandet zu sein, deren Himmel keine Sterne besaß und auf der die Nacht als schwarze Sonne am Horizont aufstieg, brachte die Überlebenden fast alle zum Wahnsinn. Daß es auf Rorqual Leben in zahlreicher Form gab, hatte keiner von ihnen erwartet.

Das ledrige Knarren einer Schiffstakelage führte am frühen Nachmittag dazu, daß Thorna stehenblieb. Täuschte sie sich, oder kam da tatsächlich der Rumpf eines Schoners auf sie zu? Es dauerte nicht lange und sie konnte zwischen den Nebelfeldern hindurch die Umrisse von Menschen erkennen. Ein großer, dunkler Körper bewegte sich auf den Uferrand zu. Thorna sah schlaff hängende Segel, eine aus Tauen bestehende Reling und grobmaschig geflochtene Wanten. Sie hob die Hand und winkte den Unbekannten zu. Jemand schrie einen Befehl, und gleich darauf tauchte hinter der Reling ein Mann auf, der beide Hände trichterförmig an seinen Mund legte. Seine Stimme durchdrang die wirbelnden Nebelschwaden nur geisterhaft.

»… helfen?«

»Hallo!« rief Thoma, die jetzt jegliche Zurückhaltung ablegte. »Hier bin ich! Hier! Hier!«

»… sind Sie?« fragte der Mann an der Reling zurück. Seine Stimme klang tief und es schien sogar ein wenig Besorgnis in ihr mitzuschwingen. Die Konturen des Schoners wurden nun klarer erkennbar. Er war etwa zwanzig Meter lang. Thorna erkannte drei große Segel und mehrere Decksaufbauten, zwischen denen sich mehr als ein Dutzend Gestalten bewegten. In der Nähe des Bugs konnte sie einen bärbeißig aussehenden Mann ausmachen, der in Fischhäute gekleidet war und ein zusammengerolltes Tau in der Rechten hielt.

Sein Haar war lang und schwarz und wurde mit einem feuerroten Stirnband zusammengehalten. Ein struppiger Bart umrahmte sein Kinn.

Das Schiff war jetzt nur mehr knapp zehn Meter vom Ufer entfernt. Thorna, die ununterbrochen schrie und winkte, streckte die Arme aus und bedeutete den Fremden, daß sie sie an Bord holen sollten. Nach einer Weile erwiderte der Mann am Bug: »Wir können nicht näher ans Ufer heran, Mädchen. Warte einen Moment!« Er gab einem unsichtbaren Steuermann einen Befehl, hob dann das Tau und warf es Thorna entgegen. Es zischte leise, als das Seil auf die gasähnliche Substanz schlug, die in dem roten Fluß das Wasser ersetzte. Der Bärtige fluchte, dann holte er die Leine wieder ein und unternahm einen erneuten Versuch. Diesmal klappte es. Thorna packte das ihr zugeworfene Ende mit geschickten Händen und musterte es. Wollten die Leute sie etwa durch den Fluß aufs Schiff ziehen?

»Binde es dir um die Hüften!« brüllte der Schwarzbart. »Keine Angst, wir ziehen dich schon rüber!«

Thorna zögerte. Sie trat einen Schritt näher an das Flußufer heran und versuchte den Gasspiegel mit Blicken zu durchdringen. Unter ihr blubberte es. Die Nebelschwaden, deren Färbung der des Flusses nicht unähnlich war, verhinderte, daß sie allzuviel von dem, auf das sie sich einließ, zu sehen bekam. Sie spürte plötzlich, wie ihre Knie zitterten. Eine instinktive Furcht vor der Tiefe ließ sie zurückweichen. Sie hatte davon gehört, daß die Flüsse dieser Welt von schrecklichen Kreaturen bevölkert sein sollten. Manche davon waren größer als die Segelschiffe, die sich über sie hinwegbewegten. Wovon ernährten sich diese unsichtbaren Ungeheuer?

Bevor der Schwarzbart ihr ein zweites Mal etwas zurufen konnte, beschloß Thorna diese Frage zu vergessen, zog die letzte Konsequenz und schloß die Augen. Das Nebelland hier war tot. Wenn sie es verlassen wollte, mußte sie es mit diesem Schiff tun. Auch wenn sie keine Ahnung hatte, auf was sie sich einließ, wenn sie zu den Unbekannten an Bord ging – hier konnte sie nicht bleiben. Sie nahm einen Anlauf und sprang mit allen Kräften deren sie fähig war in die wabernde Gasmasse hinein.

Ihr Kopf tauchte unter, und als sie in panischem Entsetzen versuchte Mund und Augen zu schließen, stellte sie fest, daß es hier nichts gab, in dem sie ertrinken konnte. Die Substanz, auf dem der Segler dahinglitt, war absolut geruchlos und wirkte wie ein reißender Luftstrom, von dem man sich tragen lassen konnte.

Es gab einen kurzen, harten Ruck, dann straffte sich das Seil und

der Schwarzbart zog sie schnaufend an Bord. Als Thoma über die Reling des Seglers glitt, sah sie in die Gesichter von fast zwei Dutzend Männern, Frauen und Kindern, die sie von allen Seiten umringten, beruhigend auf sie einsprachen und ihr einen wohlschmeckenden Begrüßungstrunk reichten.

*

Die *Nordwind* gehörte – wie Thoma bald herausfand – einer fahrenden Kaufmannsfamilie aus dem Süden. Sie lebte bereits so lange auf Rorqual, daß sich ihr Ursprung zeitweise im Dunkel von Mythen und Legenden verloren hatte. Orson Orson, der schwarzbärtige Kapitän des Schiffes, der zur Zeit die Geschäfte seines Clans führte, erzählte ihr, man habe in früheren Zeiten von den Vorfahren seiner Familie als den Eismenschen gesprochen. Sie seien in einem riesigen, metallenen Schiff, in dem es erbärmlich kalt gewesen sein mußte, zwischen den Sternen umhergeflogen. Natürlich hatte damals, fügte er schmunzelnd hinzu, noch niemand gewußt, was Sterne eigentlich waren, da man nie einen zu sehen bekommen habe; inzwischen habe man aber genügend Menschen kennengelernt, deren Wissen um die Herkunft der Menschen dieser Welt noch nicht verschüttet war. Orson Orson und sein Clan wußten, daß sie von irdischen Kolonisten abstammten, die einen weiten Sternenflug im Tiefschlaf zurückgelegt hatten und aus irgendwelchen Gründen auf Rorqual notgelandet waren.

Momentan befand sich seine Familie auf einer Fahrt, die sie in die nördlichen Gefilde des Planeten führen sollte. Man hatte davon gehört, daß es in der Nähe des Zwielichtlandes große Erzvorkommen geben sollte, die überall sehr begehrt waren. Die *Nordwind* war mit Zehntausenden Fischhäuten beladen, die man gegen das Metall eintauschen wollte, denn im Zwielichtland war es kälter als anderswo und tierisches Leben äußerst selten. Binnen kurzem würde man das Scharlachmeer erreichen, einen großen Binnensee, den man durchqueren mußte, bevor man an den Purpurbergen entlangsegeln und nach einem Wasserweg nach Norden Ausschau halten konnte. Die *Nordwind* wollte in einer der am Scharlachmeer gelegenen Hafenstädte Vorräte ergänzen und Frischwasser aufnehmen.

»Es bleibt natürlich ganz allein dir überlassen, ob du mit uns gehen oder in Hayvant an Land gehen willst«, sagte Orson Orson, als Thorna mit ihm zusammen bei einem Glas Most in seiner Kajüte saß. »Du bist uns zu nichts verpflichtet, obwohl ...« – er zwinkerte ihr zu – »... obwohl wir jede helfende Hand an Bord gebrauchen könnten.«

»Es gibt niemanden, der auf mich wartet«, erwiderte Thorna, »und es gibt auch keinen Ort auf dieser Welt, den ich als meine Heimat bezeichnen kann. Welche Pflichten nehme ich auf mich, wenn ich mich deiner Familie anschließe?«

Orson Orson stand auf, nahm Thornas Hand und führte sie auf das Deck hinaus. Dann deutete er auf die Männer und Frauen, die – da jetzt leichter Wind aufkam – dabei waren, jeden Fetzen Segel zu setzen. »In unserem Clan«, sagte er, »ist es ein althergebrachter Brauch, daß jedem alles gehört. Wenn du dich verpflichtest, jede Arbeit zu tun, der du fähig bist und darauf verzichtest, persönlichen Besitz anzuhäufen und keinen alleinigen Anspruch auf einen Mann, eine Frau oder ein Kind zu erheben, steht einer Aufnahme in unsere Familie nichts im Wege. Natürlich müßten wir, bevor wir dich annehmen, erfahren, über welche Kenntnisse und Fertigkeiten du verfügst, damit wir wissen, was man dich noch lehren muß und …«

Eine plötzliche Bö riß ihm die Worte von den Lippen. Vom Bug her schrie einer der jüngeren Männer Orson Orson etwas zu. Der Kapitän der Nordwind fluchte. Am westlichen Himmel tauchte ein indigofarbener Streifen auf, der offensichtlich nichts Gutes verhieß.

»Ein Sturm zieht auf«, sagte Orson mit funkelnden schwarzen Augen, als er Thornas fragenden Blick bemerkte. »Das könnte zu unliebsamen Verzögerungen führen.« Er hatte den Satz kaum ausgesprochen, als die Nordwind auch schon leicht zu schwanken begann. Die Takelage knarrte. Vier oder fünf Frauen stiegen in die Wanten und begannen die kurz vorher von den Männern aufgezogenen Segel wieder zu reffen. »Runter mit dem Zeug!« brüllte Orson Orson. »Sonst hat unser letztes Stündlein geschlagen!«

Thorna betrachtete den Himmel und fragte sich, welcher Katastrophe sie entgegenfuhren. In der Kolonie, die von schützenden Bergwänden umgeben war, hatte man weder Nebel noch Stürme gekannt. Die Welt hier draußen schien von jener, in der sie die letzten sechs Lebensjahre verbracht hatte, so entfernt zu sein wie der Tag von der Nacht. Der Wind wurde von Sekunde zu Sekunde stärker. Er trieb die über dem Fluß schwebenden Nebelschwaden vor sich her und machte jeden Schritt ins Unbekannte zu einem gefährlichen Unternehmen.

»Ay! Ay! Ay!« schrie der Mann im Ausguck und deutete entsetzt auf den immer dunkler werdenden Himmel.

*

Ein gigantischer atmosphärischer Wirbelsturm hatte die beiden kleinen Raumschiffe gepackt.

Wie ein getroffener Riesenvogel stürzte das Beiboot Asen-Gers in die Tiefe. Hier und da schlugen Flammen aus dem Heck, und David terGorden wurde das unbestimmte Gefühl nicht los, als könne er das überlastete Metall der Außenhülle ächzen hören.

Einmal sah es so aus, als könnte Asen-Ger den Fall des unter seinem Kommando stehenden Bootes stabilisieren und verlangsamen, doch dann wurde es wieder wie ein Spielball durch die Luft gewirbelt, von den heulenden Staubstürmen erfaßt und davongeschleudert. Im Moment richtete es den winzigen Bug wieder gegen die Sterne.

Die Sterne? Hier gab es keine Sterne. Der Himmel war rot und das unter ihnen liegende Land zum größten Teil ebenfalls. Es war ein verhängnisvoller Fehler gewesen, mit beiden Booten die TASCA zu verlassen, um diesen seltsamen Riesenplaneten näher zu erkunden. Jetzt hatte die fremde Welt sie in ihren Klauen, und …

DAVID! WIR WERDEN … ABGETRIEBEN …

Der Gedanke Asen-Gers war so stark, daß er ihm beinahe körperliche Schmerzen verursachte. Aber dann riß die telepathische Verbindung ab. Irgend etwas erstickte hier alle PSI-Kräfte. Aus! Aus! Erledigt! Sie konnten ihm und seinen Leuten nicht einmal zu Hilfe eilen. Und das lag nicht nur daran, daß sie das höllische Inferno des Wirbelsturmes am eigenen Leib erfuhren: die wenigen, denen gleich ihm die Flucht von Zoe im letzten Augenblick geglückt war, standen noch immer unter einer leichten Schockeinwirkung und waren Fremde für ihn. Er kannte kaum ihre Namen. Sicherlich waren sie gute Treiber, daran bestand kein Zweifel, aber sie kannten einander nicht, waren nicht auf ihn eingespielt. Im Moment sah er nichts als die angstverzerrten Gesichter von Menschen, die einem Feuersturm entgangen waren, nur um jetzt in einem Sandsturm unterzugehen. Vom Regen in die Traufe, das war die richtige Definition.

Das Boot, mit dem Asen-Ger und die fünf anderen zur Naherkundung des unbekannten Planeten aufgebrochen waren, war verschwunden, untergetaucht, irrte irgendwo brennend durch die unteren Luftschichten des Planeten.

David terGorden richtete sich so gut es ging in seinem Pilotensessel auf und starrte durch die Frontscheibe auf die Oberfläche des Planeten hinab. Je tiefer sie kamen, desto dunkler wurde es. Alles schien hier rot zu sein: der Himmel, der Boden, die Ozeane. Er sah unter sich Nebelfelder hinwegziehen, nahm da und dort einen Fleck violetter Vegetation wahr und konzentrierte sich auf eine Ebene, die rechterhand eines breiten Stromes lag. Auf dem Fluß erkannte er mehrere um ihr Überleben kämpfende

Segelschiffe. Der Planet war also bewohnt …

HILFE …

Der Gedanke war so schwach, daß David ihn kaum wahrnahm, und das, obwohl er aus nächster Nähe kam. Einer seiner Begleiter, ein magerer, fast kahler Treiber namens Collyn, hatte sich nicht richtig angeschnallt und war aus dem Sitz gerissen worden. Jetzt lag er, in den Gurten verheddert auf dem Boden und blutete aus einer Kopfwunde. Das ewige Auf und Ab mußte ihm außerdem mehrere Knochen gebrochen haben. Niemand konnte ihm jetzt beistehen; es wäre glatter Selbstmord gewesen, jetzt an die Anschnallgurte zu lösen und ihm zu Hilfe zu eilen. Daß Collyn die seinen nicht fest genug angezogen hatte, war – obwohl das hart klang – sein persönliches Pech.

Wieder ein Wirbel.

»Festhalten!« schrie David terGorden.

Das Boot drehte sich sieben volle Sekunden lang wie ein Kreisel und sackte dann wie ein Stein hinab. Der Boden schien ihnen jetzt beinahe ins Gesicht zu springen. »Da hast du deinen Willen, Valdec!« knirschte David. »Da hast du ihn!«

Er sah ein Schiff mit gerafften Segeln, erschreckt in die Luft starrende Menschen (MENSCHEN!), eine rote Nebelwand und einen Blitz, der sich zwischen das Boot und den Schoner schob.

*

So schnell sich der Sturm erhoben hatte, verschwand er auch wieder. Als sie an Deck zurückkehrten, war der rote Fluß nahezu nebelfrei.

Thorna reckte den Hals. Linkerhand, an einem Uferstreifen, der von Felsbrocken umsäumt und von niedrigen Sträuchern bewachsen war, hatte sie etwas funkeln gesehen. Sie packte Orson Orsons Arm und deutete aufgeregt auf das an eine flache, riesige Kiste erinnernde, metallene Etwas, das sich deutlich von den zerklüfteten Steinbrocken abhob.

»Da … da …« flüsterte sie zitternd. Auch die anderen brachen nun in erregte Rufe aus und deuteten an Land. Offenbar war sie nicht die einzige gewesen, die den seltsamen Gegenstand wahrgenommen hatte.

Orson Orson gab einem seiner Leute mit einem Wink zu verstehen, daß er sich in den Ausguck begeben sollte. Der Mann reagierte sofort, stieg in die Wanten und rief kurz darauf von oben herab: »Da ist etwas, Orson! Ich habe so ein Ding noch nie gesehen – aber es ist aus *Metall!«*

»Manchmal«, sagte Orson Orson nachdenklich und strich sich durch

seinen struppigen Bart, »fallen vom Himmel herab Metallbrocken auf die Welt nieder. Ich habe das zwar noch nie miterlebt, aber ich weiß, daß man solche Brocken Meteoriten nennt. Manche sind nicht größer als eine Männerfaust, aber andere können so groß sein wie die *Nordwind.* Innen sind sie voller Metall. Auf alle Fälle bedeuten sie Reichtum, denn wer Metall hat, kann daraus Waffen schmieden lassen – und die wiederum bedeuten Macht.« Er rümpfte die Nase. »Es gefällt mir nicht, daß es Leute gibt, die aus Metall Waffen machen, wo man doch viel Nützlicheres damit anstellen könnte, aber so ist nun mal der Lauf der Welt. Wir müssen essen. Und wenn wir etwas zu Essen eintauschen wollen, bekommen wir am meisten, wenn wir als Gegenwert Metall anbieten können. Wir werden uns das Ding da mal aus der Nähe ansehen.«

Zwei seiner Leute ließen ein Ruderboot in das Gas des seltsamen Flusses und stiegen hinein. Orson Orson sah sich um, gab Thoma und einer schwarzgelockten Frau namens Wahya einen Wink, ihm zu folgen, und kletterte über die Reling ins Boot. Als Chef des Clans war es sein einziges Privileg nicht rüdem zu müssen, solange es die Lage nicht erforderte; dafür aber hatte er andere Pflichten, wie Thorna inzwischen erfahren hatte.

Es oblag Orson Orson, jedes Kind auf der *Nordwind* Lesen und Schreiben zu lehren und die erwachsenen Besatzungsmitglieder in der Kunst der Navigation zu unterrichten. Die Familie verabscheute Spezialistentum; jeder konnte an Bord des Schoners jeden ersetzen. Auf diese Weise gab es auf, der Nordwind weder Unwissende noch anderweitig Benachteiligte.

Obwohl die Nebelfelder, die den roten Fluß vor dem Sturm zur Gänze bedeckt hatten jetzt verschwunden waren, lag über ihm auch in dieser Minute noch etwas Unheilvolles. Die Luft war schwer von Feuchtigkeit und das Gas schien wie aus einem inneren Feuer heraus zu brennen. Der indigofarbene Streifen am Himmel war wieder verschwunden.

Das erste, was Thorna sah, als sie ans Ufer sprang und mit den anderen das Boot an Land zog, war ein schlanker junger Mann mit dunklem Haar und zerfetzter Kleidung. Seine Beine zitterten sichtlich und sein Blick hatte etwas Weltentrücktes und Verzweifeltes, als sei er sich der Umgebung überhaupt nicht bewußt. Obwohl er große Mühe hatte, sich aufrecht zu halten, hielt er mit den Zähnen eine dünne, schwarze Zigarre gepackt und versuchte sie sich mit zitternden Händen anzuzünden. Als der Fremde Thorna und die anderen sah, setzte er sich auf einen abgerundeten Felsbrocken, bleckte die Zähne

und schüttelte den Kopf. Seine Stirn war schweißbedeckt. Erst jetzt schien ihm bewußt zu werden, wie grotesk er sich angesichts des hinter ihm liegenden zertrümmerten Luftschiffes verhielt. Thorna sah ihm in die Augen. Sie waren blau, wie die des jungen Treibers, dem sie ihr Leben verdankte.

*

David terGorden erwachte wie nach einem jahrhundertelangen Schlaf. Er hatte Durst und ihm war übel. Vor seinen Augen lag ein Schleier, der auch nicht verschwand, nachdem er sie sich mehrere Male gerieben hatte. Der Boden unter ihm schwankte. Er hörte das Knarren von Leder und das Ächzen von Holz. War er auf einem Schiff?

Als er den Kopf heben wollte, machte sich in seinem Schädel ein Schwindelgefühl breit, so daß er ihn schnell wieder zurücksinken ließ. Unter seinem Kopf war etwas Weiches. Ein Kissen. Erleichterung überkam ihn. Seine Hände tasteten über seinen Körper, stießen gegen den feinen Stoff einer Decke. Es wurde heller. Seine Sehkraft kehrte zurück. Sein zweiter Aufstehversuch gelang besser. David setzte sich hin und musterte die Umgebung: eine Schiffskabine, zweifellos. Holzgetäfelte Wände, mehrere Schränke, auf dem Boden ein Teppich, der Ähnlichkeit mit Schlangenleder hatte. Wahrscheinlich Fischhaut. Durch zwei Bullaugen fiel Licht in die Kabine hinein. Neben seinem Lager stand ein kunstvoll geschnitzter Schreibtisch, bepackt mit Folianten, die den Eindruck erweckten, als seien sie von Hand gefertigt worden.

Als er sich auf die Bettkante setzte, öffnete sich die Tür und ein Mann trat ein. Er war etwa fünf Jahre älter als David, braungebrannt, schwarzhaarig und sah ziemlich verwegen aus: Er trug einen schwarzen Lendenschurz und einen Gurt, an dem ein langes, gebogenes Messer baumelte.

»Wer sind Sie?« krächzte David. Der Mann musterte ihn erstaunt.

»Wer ich bin? Ich bin Claude … Claude Farrell.« Er schüttelte den Kopf. »Stimmt etwas nicht, David? Ist dir nicht wohl?«

Ihm war tatsächlich nicht wohl. Es dauerte noch glatte fünfzehn Sekunden, bis David in dem abenteuerlich gekleideten Fremden einen der Treiber erkannte, die mit ihm von Zoe geflohen waren. »Lassen wir mein Wohlbefinden einstweilen«, sagte er müde. »Es dürfte im Augenblick wichtigeres geben.«

»Einverstanden.« Farrell zog sich einen Holzstuhl heran und ließ sich neben dem Bett nieder. »Du warst zwei Tage ohne Besinnung. Wir

hatten tatsächlich Glück im Unglück, David. Wenn die *Nordwind* nicht an der Stelle unseres Absturzes vorbeigekommen wäre …« Er zuckte die Achseln. »Ich frage mich allerdings, wie es Asen-Ger und den anderen ergangen ist. Und dann, unsere PSI-Fähigkeiten sind hier so gut wie erloschen. Irgend etwas erstickt sie, wie wir es schon vorher im Orbit erlebt haben.«

David nickte. Er hatte es auch schon gespürt. Erst jetzt wurde ihm klar, in welcher Situation sie sich befanden. »Wo sind wir hier, Claude?« fragte er und stand vorsichtig auf. »Was ist das für ein Planet? Was sind das für Leute?«

»Laß uns hinausgehen«, sagte Farrell und fügte gleich danach hinzu:

»Es … ist wohl besser, wenn du dich den Leuten hier nicht näherst, weil …« Es schien ihn etwas zu bedrücken.

»Ich soll mich den Leuten nicht nähern?« David terGorden sah auf. »Was meinst du damit?«

»Nun«, sagte Farrell mit schmerzlich verzogenem Gesicht, »du darfst das nicht falsch verstehen … Es sind in der Tat nette Leute, warmherzig und brüderlich. Nur … sie scheinen irgendwie Angst vor dir zu haben …« Als er Davids erstaunten Blick bemerkte, verbesserte er sich sofort. »Angst ist vielleicht nicht das richtige Wort. Es ist eher so etwas wie … ja, *Ehrfurcht,* die sie dir entgegen bringen. Siehst du, als sie dich sahen, wichen sie vor Schreck zurück. Niemand traute sich, dich anzurühren. Sie haben offenbar noch nie einen Menschen gesehen, der die gleiche Haarfarbe hat wie du … und aus irgendeinem Aberglauben heraus halten sie dich für etwas Besonderes.«

David stieß erleichtert die Luft aus. »Das wird sich geben, denke ich«, meinte er nach einer Weile. »Aber laß uns jetzt zu wichtigeren Dingen kommen. Wer sind diese Leute, woher kommen sie – und wie erklärst du dir die *Existenz* dieses Planeten?«

»Sie sprechen unsere Sprache und sind ohne Zweifel menschlicher Abstammung«, sagte Farrell. »Nach dem, was ich bisher erfahren habe, wissen sie sogar, daß es andere bewohnte Welten und Raumfahrt gibt. Sie selbst befinden sich in einem Stadium, das etwa mit dem des irdischen fünfzehnten Jahrhunderts vergleichbar ist. Dieser Planet wird von seinen Bewohnern Rorqual genannt.« Der Treiber bemerkte nicht, wie David bei der Erwähnung dieses Namens zusammenzuckte. Farrell redete ruhig weiter. »Ich konnte kaum etwas über die Bevölkerungsdichte erfahren, aber es scheint auf dieser Welt nicht nur Menschen zu geben. Metall ist äußerst knapp hier und deswegen sehr begehrt. Die Leute, die uns aufgenommen haben, gehören einem Kauffahrer-Clan an, der von einem gewissen Orson Orson geleitet

wird.«

»Orson Orson? Das ist doch einwandfrei ein terranischer Name«, stellte David fest.

»Die Vorfahren der Leute auf diesem Schiff müssen frühe Raumfahrer oder sowas gewesen sein«, nickte Farrell. »Du erinnerst dich sicher: während der großen Auswanderungswellen, die gegen 2250 begannen, ging es ziemlich chaotisch zu. Es kam jeden Monat vor, daß irgendwelche dieser frühen Transportvehikel vom Kurs abkamen und irgendwo verloren gingen.« Farrell seufzte. »Hier haben wir es offenbar mit einem solchen Fall zu tun. Die Nachkommen der Gestrandeten haben natürlich das meiste vergessen und sich der neuen Welt weitgehend angepaßt.«

David, der inzwischen den Raum durchquert hatte und aus einem der Bullaugen in die nebelverhangene Umgebung starrte, wandte sich um und meinte: »Aber dieser Planet, Claude! Wie kommt dieser Planet hierher? Wie viele Fahrten hast du hinter dir?«

»Hunderte«, erwiderte Farrell, »aber …«

»Hast du je auch nur gerüchteweise davon gehört, daß im *Weltraum II* ein Sonnensystem existiert?« unterbrach ihn David.

Farrell verzog das Gesicht zu einem schmerzlichen Grinsen. »Wer so weit herumgekommen ist wie ich«, sagte er schulterzuckend, »bekommt natürlich die unglaublichsten Garne zu hören. Ich kannte mal einen alten Treiber aus der legendären Jade-Brigade, der allen Ernstes behauptete, er sei auf einem Planeten gewesen, der die Form eines Möbiusstreifens gehabt habe, aber …«

»Ich weiß«, sagte David lachend, »die Geschichte machte gerade in der Umgebung des Pferdekopf-Nebels die Runde, als ich mich dort aufhielt. Die Grauköpfe erzählen die unglaublichsten Geschichten, wenn der Tag lang ist. Sie erzählen den Leuten, die keine Gelegenheit haben, von Stern zu Stern zu fahren, genau die Geschichten, die sie hören wollen. Manche haben den Fliegenden Holländer gesehen, obwohl niemand mehr weiß, was überhaupt ein Holländer ist. Ich weiß nur, daß dieser Mythos aus der irdischen Seeschiffahrt übernommen wurde. – Aber kommen wir zu meiner Frage zurück: Wieso existiert in diesem Raum ein Sonnensystem, wo doch alle Welt weiß, daß der *Weltraum II* absolut bar jeder Materie, wie wir sie kennen, ist?«

Farrell legte die Stirn in nachdenkliche Falten. »Bist du dir überhaupt sicher, daß wir uns in *Weltraum II* aufhalten?«

David sah ihn nachdenklich an. »Die Instrumentenanzeigen in den Booten lassen sich so erklären.«

»Schön«, knurrte Farrell und strich sich über die Nase. »Wir waren im Weltraum II, das weiß ich. Die Phänomene, die auftraten, als Zoe zerstört wurde, haben unser Kontinuum ziemlich in Mitleidenschaft gezogen. Als wir flohen, sind wir haargenau in diese ganze Chose hineingezerrt worden. Wir wechselten, um dem Beschuß von Valdecs Flotte zu entgehen, in Weltraum II über. Ich will es jetzt mal ganz einfach ausdrücken, weil es wirklich noch genug andere Themen gibt, über die wir uns den Kopf werden zerbrechen müssen: Wir waren kaum drin, als dieser verrückte Planet hier vor uns auftauchte. Ich weiß nicht, ob die Phänomene, die Valdecs Flotte hervorrief, derartige Auswirkungen erzeugt haben kann, aber ich habe folgende Theorie: Wir waren im Weltraum II nur für ein paar Sekunden richtig drin, dann hat uns etwas gepackt und wieder herausgezerrt, und zwar genau in die Nähe dieses Systems.«

David terGorden strich sich über das Kinn. Er versuchte sich an seinen ersten Besuch auf Rorqual zu erinnern. Aber je länger er darüber nachdachte, desto traumhafter erschien ihm diese Erinnerung. Farrells Theorie hatte etwas für sich. Dennoch … irgend etwas stimmte an ihr nicht. Sicher – jeder Treiber wußte, daß es in dem anderen Kontinuum, das man durchreiste, um große Strecken in relativ kurzer Zeit zu durchqueren, weder Sonnen noch Planeten gab – auch wenn findige alte Männer möglicherweise das Gegenteil behaupteten, wenn sie ausgebrannt waren und Garne spannen, die ihnen den nächsten Drink garantierten. Aber trotzdem … Plötzlich hatte er es.

»Wir haben keinen Stern gesehen, als wir in den Orbit um diesen Planeten gingen«, sagte er zu Farrell. »Und ich wette, daß man auch von hier aus keinen sieht. Und was ist diese schwarze Sonne?«

»Das stimmt«, sagte Farrell, »aber …« Er zuckte hilflos die Schultern und wurde plötzlich kreidebleich.

»Ist dir klargeworden, was das für uns bedeutet?« David terGordens Gestalt straffte sich. »Unser Boot ist ein Schrotthaufen. Unser Fluchtschiff liegt in einer Kreisbahn und ist so stark beschädigt, daß wir es nicht einmal anfunken können. Asen-Ger und seine Leute sind verschwunden, und möglicherweise ist ihr Boot ebenfalls nichts mehr wert.«

Farrell schluckte. »Wir … wir sitzen hier fest!«

»Ja«, nickte David, »das tun wir. Und wenn wir Asen-Ger nicht finden, bis in alle Ewigkeit.«

*

Am nächsten Tag, als die *Nordwind* im Hafen von Hayvant angelegt hatte, verließ David terGorden zum erstenmal die Kabine. Als er auf das Deck hinausging, war es bereits wieder Abend. Die roten Nebelbänke behinderten die Sicht, und alles, was er von der Reling aus erkennen konnte, waren die Schiffe, die der *Nordwind* am nächsten lagen. Die Nacht war absolut still. Er vermißte das Plätschern von Wasser. Irgendwo knarrte die Takelage. Niemand war an Deck zu sehen. David blieb stehen und versuchte die Finsternis landeinwärts mit den Augen zu durchdringen. Kleine Lichtpunkte deuteten an, daß irgendwo vor ihm Hafengebäude stehen mußten. Außerdem gab es viele Lichter, die sich hin- und her bewegten. Offenbar trugen die Menschen, die in Hayvant wohnten, ständig Fackeln mit sich herum, um sich in der nebelhaften Finsternis zurechtzufinden.

Farrell kam auf ihn zu und gab ihm zu verstehen, daß die anderen auf ihn warteten. Die Mannschaft, so schien es, hatte die *Nordwind* offenbar verlassen, um an Land irgendwelchen Geschäften nachzugehen.

Es war David unangenehm, feststellen zu müssen, daß man seine Begleiter zu sechst in einem winzigkleinen Raum untergebracht hatte, während er selbst eine Einzelkabine besaß. Die anderen schienen ihm das allerdings nicht übel zu nehmen. Sie verstanden die Scheu der Bewohner dieser Welt vor einem Mann, dessen Haar sich derart von ihrem unterschied. Auf der Erde und den Kolonialwelten waren hellhaarige Menschen ebenfalls relativ selten und galt als Zeichen von Dekadenz. Auf einem Planeten, der eine solch geringe Bevölkerungsdichte aufwies wie Rorqual, mußte man einen Menschen mit Davids Aussehen für eine Anomalität halten.

Collyns Platzwunden waren inzwischen vom Kapitän der *Nordwind,* der offensichtlich auch einiges von Medizin verstand, behandelt worden; ebenso seine gebrochenen Rippen. Gylla Orbanassi, die schmächtige Treiberin mit den großen, hellen Augen, die auf Zoe zu Asen-Gers Stab gehört hatte, war allerdings weit schlimmer dran: sie hatte sich ein Bein gebrochen, was bedeutete, daß sie für Wochen ausfiel und für die Gruppe, falls sie sich dazu entschied, zu einer Suchexpedition nach Asen-Ger zu starten, eine große Belastung darstellte.

»Wie Claude euch sicherlich schon berichtet hat«, sagte David terGorden, nachdem er die Leute begrüßt und sich nach ihrem Zustand erkundigt hatte, »besteht unsere einzige Chance, diesen Planeten jemals wieder zu verlassen, darin, daß wir Asen-Ger und die

anderen wiederfinden. Unser Boot ist nicht mehr verwendbar, wie ich erfahren habe. Ob das Asen-Gers in einem besseren Zustand ist, kann ich nicht beurteilen. Die Suche nach ihm ist der altbekannte Strohhalm, nach dem wir jetzt greifen müssen. Es wird ein schwieriges Unternehmen werden, denn wie ihr alle bemerkt haben werdet, sind unsere PSI-Kräfte auf Rorqual wirkungslos.«

»Asen-Gers Boot stand in Flammen, als ich es das letzte Mal sah«, sagte eine schlanke Schwarzhaarige, die David um zwei Zentimeter überragte. »Ich glaube, es ist reiner Wahnsinn, einem Phantom nachzuspüren, von dem wir nicht einmal wissen, ob es noch existiert.«

»Na gut«, sagte David und musterte die Frau. »Ich zwinge niemanden, mit mir auf eine Reise ins Unbekannte zu gehen; außerdem wird jemand bei Collyn und Gylla bleiben müssen. Wenn es jemand vorzieht, hier zu …«

Die Frau biß sich auf die Unterlippe. Sie schien ein wenig älter zu sein als terGorden und war ziemlich attraktiv. »So habe ich das nicht gemeint. Natürlich gehe ich in jedem Fall mit.« Sie schien verärgert zu sein.

»Dann solltest du in Zukunft nur noch das sagen, was du *wirklich* meinst, Schwester«, erwiderte David hart. Was ihnen jetzt noch fehlte, war, daß sie nun auch noch untereinander anfingen Querelen auszutragen. Außerdem war er unsicher der Frau gegenüber, was im wesentlichen daran lag, daß sie größer war als er und deswegen auf ihn einen erwachsenen Eindruck machte. In diesem Punkt unterschied er sich nicht von der Gesamtheit der Männer: das Kind in ihm fühlte sich automatisch unterlegen, wenn jemand aus den Reihen des anderen Geschlechts sich anschickte, ihm kontra zu geben.

»Ich bin nicht deine Schwester«, konterte die Frau. »Wir sind jedenfalls bisher nie in einer gemeinsamen Loge gewesen, wenn ich mich recht erinnern kann.« Auch sie schien jetzt ausgesprochen wütend zu werden. David schluckte. Die Diskussion drohte in Bereiche abzugleiten, die jetzt unwichtig waren. Er mußte um jeden Preis vermeiden, daß es unter ihnen zu Konfrontationen kam, die lediglich auf Mißverständnissen basierte und jede weitere Aktivität möglicherweise lahmlegte.

»Verzeih mir«, sagte David. »Wir sind wohl alle ein wenig mitgenommen.« Er sah der Frau in die Augen und fragte: »Wie heißt du?«

»Zandra«, erwiderte sie trotzig.

»Und weiter?«

»Van Heissig.« Ihre Augen funkelten, als sie Davids Blick

begegneten. Er würde es nicht leicht mit ihr haben, das stand fest.

»Mir ist selbst klar, daß unsere Chance, Asen-Ger auf dieser Welt wiederzufinden, reichlich mager ist«, fuhr David fort und ließ seinen Blick über die Anwesenden wandern, »aber wenn wir von hier weg wollen, bleibt uns keine andere Wahl, als ihn zu suchen. Nur mit dem Boot Asen-Gers können wir auf unser Schiff zurückkehren. Wenn meine Theorie stimmt, sind wir vor Valdecs Zugriff hier zwar sicher, aber das ist auch alles. Niemand …«

»Wie lautet Ihre Theorie?« fragte Zandra.

»Ich glaube, daß wir nicht in das reale Raum-Zeit-Kontinuum zurückgekehrt sind, sondern uns immer noch in *Weltraum II* aufhalten«, sagte David.

»In …« Zandras Augen weiteten sich. Die anderen sahen sich ebenfalls überrascht an.

»Aber das ist doch unmöglich!« stieß Collyn stöhnend hervor. »Jeder weiß doch, daß …«

»… daß es im anderen Universum keine Sonnen und Planeten gibt?« vollendete David terGorden den Satz. Er holte tief Luft. »Wissen wir das wirklich? Tatsache ist, daß bisher noch kein Treiber eine Sonne *gesehen hat,* solange er sich in *Weltraum II* aufhielt. Bedeutet das, daß es keine gibt? Diese Behauptung ist wohl unhaltbar.«

Farrell nickte zögernd. »Ich höre diese Theorie nicht zum erstenmal«, bekannte er. »Es ist nur schwer, sich an sie zu gewöhnen.« Er wiederholte David terGordens Argument von dem absolut sternenleeren Raum, in dem sie sich zuletzt befunden hatten, nachdem die energetischen Phänomene ihr Fluchtschiff ergriffen und aus dem normalen Kontinuum herausgerissen hatten.

»Aber wo kommen dann all diese Leute her?« fragte Gylla Orbanassi. »Sie sprechen unsere Sprache und können somit keine natürlichen Bewohner dieses Universums sein.«

»Manche von ihnen«, sagte Farrell, »leben möglicherweise bereits seit Jahrhunderten hier. Ihr wißt alle, daß vor etwa zweihundertfünfzig Jahren, in jener Zeit, die als der ›Große Exodus‹ bekannt wurde, die Kolonisation bewohnbarer Planeten ziemlich freizügig vorgenommen wurde. Es gab damals noch keine staatlichen Kontroll- oder Organisationsprogramme. Bevor sich das Konzil institutionalisierte, arbeiteten die Konzerne auf eigene Faust. Man muß in dieser Zeit Tausende von Auswandererschiffen ins All hinausgeschickt haben. Hunderte davon gingen verloren. Die Kolonisten kamen entweder vom Kurs ab und siedelten auf Planeten, die man auf der Erde noch nicht kannte und verloren alle

Verbindungen zur Heimat. Es gibt nicht mal Schätzungen, wie viele von ihnen in den *Weltraum II* überwechselten und auf immer verschwanden. Einige davon scheinen hier angekommen zusein. Von unseren Gastgebern habe ich immerhin erfahren, daß ihre Familie ›seit Anbeginn der Zeit‹, auf Rorqual ansässig ist. Ihre Vorfahren müssen Auswanderer sein, die die Sternenreise im Tiefkühlschlaf zurücklegten.«

»Wir kennen weder diesen Planeten, noch seine Bewohner«, sagte David terGorden. »Zivilisiert in unserem Sinne scheinen sie jedenfalls nicht zu sein. Ich wage mir nicht auszumalen, was geschähe, wenn einer von uns plötzlich eine ernsthafte Krankheit bekäme.«

»Dieser Planet ist mir nicht geheuer«, wisperte der verletzte Collyn schwach. »Gestern war ich den ganzen Tag auf Deck und sah mich um. Der ganze Fluß ist so … ich weiß nicht, wie ich es ausdrücken soll. Er führt überhaupt kein Wasser. Das Schiff gleitet auf irgendeiner roten, gasähnlichen Substanz dahin … Und erst diese Stille! Gibt es hier überhaupt keine Tiere? Wieso können wir diese Luft so ohne weiteres atmen? Entspricht ihre Zusammensetzung genau der der Erde? Hat jemand von euch schon bemerkt, daß die planetare Schwerkraft sich nicht im geringsten von der unterscheidet, die wir gewohnt sind – und das, obwohl diese Welt den mehrfachen Umfang der Erde besitzt? Ich sage euch – hier stimmt etwas nicht!«

»Er hat Fieber«, sagte Zandra van Heissig entschuldigend und strich Collyn über das schüttere Haar.

»Aber er spricht die Wahrheit.« David terGorden nickte. »Bevor wir unser Schiff verließen, haben wir versucht, allgemeine Daten über Rorqual zu sammeln. Zu welchem Ergebnis sind die Computer gekommen?«

Kerwin Trogg, der Älteste der Gruppe, meldete sich. »Sie zeigten absolut nichts an. Aber sie waren beschädigt.«

»Ich sage ja, hier stimmt etwas nicht«, flüsterte Collyn.

»Ruhig, Junge«, lächelte Farrell ihm zu. Aber auch er schien sich immer unbehaglicher zu fühlen. David sah, daß Farrells rechtes Augenlid nervös zuckte.

»Solange wir uns nicht selbst aufgeben«, sagte Zandra van Heissig, »sind wir auch noch nicht verloren.« Sie spitzte die Lippen und sah David mit einem provozierenden Lächeln an, als wolle sie damit sagen: Na, *habe ich dir damit nicht* aus *der Seele gesprochen?*

David hielt ihrem Blick stand und nickte. »So ist es«, bestätigte er, »genau das würde ich auch sagen!« Und er wandte sich zum Gehen. Bevor sie irgendwelche Schritte unternahmen, mußten sie sich mit der

Welt, auf die es sie verschlagen hatte, vertraut machen.

*

Die Stadt Hayvant, die David, Farrell und Zandra van Heissig wenig später durchstreiften, bestand aus einer Ansammlung von mehreren hundert Häusern, die aus Lehmziegeln erbaut waren. In der Regel bestanden sie aus zwei Stockwerken, hatten kleine Fenster und hölzerne Türen und erweckten insgesamt den Eindruck einer Kleinstadt des fünfzehnten Jahrhunderts. Die Menschen, die ihnen begegneten, unterschieden sich von ihren irdischen Vettern allerhöchstens in der Kleidung: Das Material, aus dem sie ihre Wamse, Beinkleider und Umhänge fabrizierten, schien Schlangen- oder Fischhaut zu sein. Trotz der späten Stunden stießen die drei Gestrandeten im Mittelpunkt Hayvants auf einen bunten Markt, auf dem reges Treiben herrschte. Händler boten ihre Waren feil; Handwerker saßen unter Baldachinen und warteten darauf, daß jemand ihre Dienste in Anspruch nahm. Farrell, der einen großen Ledersack mit Metallstücken auf dem Rücken trug, steuerte direkt auf einen Stand zu, an dem ein bärtiger alter Schneider Kleidungsstücke anpries. Bevor die Gestrandeten an Bord der Nordwind gegangen waren, hatten sie gemeinsam mit der Orson-Familie mehrere Boote mit Wrackteilen beladen.

Für rorqualanische Begriffe galten terGorden und seine Leute nun als reich. Natürlich hatte man den Löwenanteil des Schatzes der Besatzung der *Nordwind* überlassen, die Farrell während terGordens Bewußtlosigkeit versprochen hatte, die Schiffbrüchigen dafür notfalls bis ans Ende der Welt und wieder zurück zu segeln.

Während Farrell mit dem Krämer feilschte, musterte David die Umgebung. Er trug, um kein unnötiges Aufsehen zu erregen, einen weiten, schwarzen Umhang aus Fischhaut und eine spitze Kapuze, die sein helles Haar verbarg. Obwohl er sich äußerlich durch nichts von der geschäftigen Menschenmenge unterschied, hatte er die Aufmerksamkeit eines Fremden auf sich gezogen, der gerade damit beschäftigt gewesen war, mehrere Säcke mit gerade erstandenen Waren von einigen Helfern beiseiteschaffen zu lassen.

Der Mann war glattrasiert. Das allein war schon außergewöhnlich auf einer Welt, in der die Bärtigen dominierten. Auch sein Haupthaar war kurz. Der Fremde hatte hellgrüne Augen, war hochgewachsen und bewegte sich mit der Eleganz eines Menschen, der den größten Teil seines Lebens auf Schiffsplanken zugebracht hat. Als David ihn

musterte, verharrte der andere mitten in der Bewegung. Dann kam er auf David zu.

»Mein Name ist Debussy«, sagte der Mann mit einer angedeuteten Verbeugung. »Gestatten Sie, daß ich Ihnen eine Frage stelle?«

David witterte Unheil. Leider mußte er auf Rorqual ohne Telepathie auskommen. Farrell schien inzwischen mit dem Kleiderhändler einig geworden zu sein und ließ sich mehrere Säcke vollpacken. Zandra sah David über die Schulter und legte die Stirn in Falten. Offenbar nahm auch sie an dem Unbekannten etwas wahr, das nichts Gutes verhieß.

»Dieses Ding«, sagte der Fremde und deutete mit ausgestreckter Hand auf Davids Hals. »Hat es irgendeine spezielle Bedeutung?«

Davids Hand zuckte hoch und berührte das triadische Monochord. Irgendwie mußte die Kette durch die Halsöffnung seines Umhangs gerutscht sein. Es war also das Symbol der Treiber gewesen, das den Mann wie ein Magnet angezogen hatte.

»Es ist eine Kette, nichts weiter«, sagte David mit fester Stimme. »Gefällt sie Ihnen?«

Debussy runzelte die Stirn. »Ich habe eine solche Kette schon einmal gesehen«, sagte er dann. »Und es ist noch gar nicht lange her. Ein Mann …«

Asen-Ger! dachte David sofort und sagte laut: »Wie sah er aus?«

»Er war noch jung und beinahe tot«, erwiderte Debussy. Er maß David und Zandra mit einem Augenaufschlag, der offenbarte, daß er im Moment zwar die Wahrheit sprach, aber sonst eher zu den gewohnheitsmäßigen Lügnern zählte. »Wir nahmen ihn an Bord. Ich bin Kapitän eines Schiffes, müssen Sie wissen … Nein, es handelt sich nicht um ein Raumschiff«, fügte er hinzu, als er Davids erstaunten Blick bemerkte. »Ich besitze einen Segler. Die *Polaris.* Sie liegt gerade hier im Hafen.«

Das Verhalten des Mannes trug nicht dazu bei, daß David sich sicherer fühlte. Was wußte dieser Mann von Weltraumschiffen? Wie vertrug es sich, daß auf diesem Planeten Menschen lebten, die einerseits die Nacht mit Pechfackeln erhellten, andererseits aber darüber im Bilde zu sein schienen, was sich jenseits ihres sternenlosen, scharlachroten Himmels abspielte?

»Als ich Ihre Kette sah«, fuhr Debussy fort, »fiel mir spontan wieder der sterbende junge Mann ein. Er trug die gleiche. Er sagte, er und seine Leute seien in den oberen Luftschichten von einem Staubsturm ergriffen und abgetrieben worden … Sie kennen ihn nicht zufällig?« Der Blick des Mannes wurde lauernd.

David schüttelte den Kopf. Es konnte natürlich sein, daß dieser

Mann zu Asen-Gers Mannschaft gehört hatte, aber er kannte seinen Namen nicht. Zandra schien etwas sagen zu wollen, überlegte es sich jedoch anders. Sie maß Debussy mit einem kalten Blick. Daß der Seefahrer ihr unsympathisch war, stand außer Frage.

»Was ist aus dem jungen Mann geworden?« fragte David und versuchte so uninteressiert wie möglich auszusehen. »War er allein?«

»Er starb, nachdem er ein paar Worte gesprochen hatte. Wir haben ihn dem Fluß übergeben.«

»Wo war das, als Sie ihn auffischten?« fragte jetzt Zandra. »Weit weg von hier?«

»Drei Tagesreisen«, erwiderte Debussy. Sein Blick hing immer noch an Davids Kette. »Ist das wichtig für Sie?«

Beim Styx, dachte David, *der Bursche will ein Geschäft mit uns machen! Warum redet er nicht gerade heraus?*

»Wieviel?« fragte David und sah Debussy gerade in die Augen.

»Sie gefallen mir«, sagte Debussy und stemmte beide Arme in die Seiten. »Wieviel Metall haben Sie?«

»Also daher weht der Wind«, ließ sich jetzt Farrell vernehmen, der den Rest ihrer Unterhaltung offenbar mitbekommen hatte. »Wir haben es mit einem Geschäftsmann zu tun.« Er rümpfte die Nase.

»Nennen Sie mich, was Sie wollen«, gab Debussy ungerührt zurück und betrachtete seine Fingernägel. »Ich habe offenbar etwas anzubieten, nach dem Sie suchen. Ich glaube schon, daß wir handelseinig werden können.« Er warf einen begehrlichen Blick auf Farrells Metallsack. »Haben Sie noch mehr davon?«

»Mehr als Sie tragen können«, sagte David. »Aber das, was Sie kriegen, hängt ganz vom Wert der Information ab, die Sie uns bieten können.«

»Es ist nicht gut, Geschäfte dieser Art zwischen Tür und Angel abzuschließen«, erwiderte Debussy und blickte sich mißbilligend um. »Im Übrigen sollten Sie den Sack nicht so sorglos hier herumzeigen. In Hayvant gibt es genügend Leute, die jemanden, der einen solchen Reichtum mit sich spazieren führt, am hellichten Tag mit einer Schlinge erwürgen, wenn sie dadurch an eine Beute wie diese herankommen könnten.« Er sah sich um, winkte seinen wartenden Helfern und sagte zu David: »Kommen Sie morgen früh auf mein Schiff. Wir liegen an Pier sieben. Und vergessen Sie nicht, wie es heißt.«

»Polaris«, sagte David, »ich weiß.«

*

Als die Mannschaft der *Nordwind* am nächsten Morgen an Bord zurückkehrte, stand Thorna, die als einzige während der Nacht bei den Kindern an Bord geblieben war, an der Reling und wartete. Der schwarzhaarige Fremde, den die Gestrandeten Farrell nannten und der sie bei ihrer ersten Begegnung an den jungen Treiber, dem sie ihr Leben verdankte, erinnert hatte, kam an Deck. Hinter ihm erschien der goldhaarige Fremde, jener Mann, der die Mannschaft der *Nordwind* mit Ehrfurcht erfüllte und seit dem Tag, da man ihn an Bord gebracht hatte, nicht mehr zu sehen gewesen war. Er trug jetzt einen dunklen Umhang mit Kapuze. Als er den Kopf wandte und seine hellen Augen über Thornas Gesicht wanderten, kam sie sich schlagartig wie hypnotisiert vor. Der Fremde war ein seltsamer Mann. Er war groß und schlank und schien noch ziemlich jung zu sein. Thorna hätte gerne mehr über ihn gewußt, traute sich aber nicht, ihm zu nahe zu kommen. Was die Orson-Familie zurückhielt, war ihr unverständlich. Sie war nicht religiös erzogen worden und glaubte deswegen an keinen Messias, der die Menschheit vom Joch dieser Welt erlösen würde. Was sie persönlich zurückhielt, hatte ganz einfache und menschliche Gründe. Als junges Mädchen fühlte sie eine gewisse Scheu vor gutaussehenden Männern. Niemand konnte wissen, wie die Fremden auf einen Annäherungsversuch reagierten. Da Thoma sich nicht im geringsten darüber klar war, wie sie selbst auf andere Menschen wirkte, fürchtete sie sich eine Zurückweisung einzuhandeln.

In der Mädchenkolonie hatte sie abgesehen von den Grünen Fliegern keinerlei Kontakte zu Männern gehabt. Sie hatte sechs Jahre dort verbracht und in dieser Zeit beinahe vergessen, daß es auch noch ein anderes Geschlecht gab. Die meisten ihrer Erinnerungen bezogen sich auf ihren Vater. Er war, als die Grünen Flieger plötzlich im Nebel aufgetaucht waren, bei dem Versuch sie zu schützen, umgekommen. Thorna erinnerte sich nur ungern an diesen Tag. Sie waren dem Ende nahegewesen, hatten das Wrack hinter sich gelassen und mehrere Tage durch ein unbekanntes Gebiet geirrt.

Farrell und der geheimnisvolle Fremde machten jetzt Anstalten, die *Nordwind* zu verlassen. Thorna sah sich rasch um, stellte fest, daß sich niemand außer ihr in Sichtweite befand und wollte ihnen gerade heimlich folgen, als sie sah, daß die beiden Männer an der Gangway verhielten. Offenbar warteten sie noch auf jemanden.

Kurz darauf verließ eine hochgewachsene, schwarzhaarige Frau die Kabine der Passagiere. Sie ging stolz und aufrecht, und Thorna, die lediglich mit einem Lendenschurz bekleidet war, mußte neidlos

anerkennen, daß das rorqualanische Fischhautgewand, das sie jetzt trug, ihr ausgezeichnet stand.

Die Frau begrüßte Farrell und den Mann mit der Kapuze und schloß sich ihnen an. Sie überquerten die Gangway, wechselten auf den Kai Hayvants über und hielten sich nach rechts.

Es war pure Neugier, die Thorna veranlaßte, die *Nordwind* zu verlassen und sich an die Fersen der drei Fremden zu heften. Irgend etwas in ihr drängte sie dazu, mit den anderen Kontakt aufzunehmen und ihnen zu sagen: *Seht her, ich bin wie ihr! Ich bin kein wildes Mädchen, das nur einen Fetzen um die Hüften trägt, auch wenn ich so aussehe! Ich bin wie ihr ein Sternenkind von eurem Volk!*

Der Respekt vor ihnen schnürte ihr jedoch die Kehle zu. Was wußte sie schon, wie die Welt aussah, aus der die Fremden kamen? Außer der Sprache gab es nichts, was sie miteinander verband. Sie war noch ein Kind gewesen, als ihr Vater sie mit auf die große Reise durch das Sternenmeer genommen hatte; ein rotznäsiges, kleines Ding von kaum zehn Jahren, das weder begriffen hatte, wohin es ging, noch wie die Fahrt bewerkstelligt wurde. Sie stammte von der Erde, das wußte sie sicher. Sie war ein Kind der gleichen Zivilisation, der auch die Fremden entstammten – aber gehörte sie deshalb zu ihnen?

Orson und seine Familie waren hier Zuhause; ebenso wie all die anderen, die in Hayvant und den anderen Städten lebten. Sie waren auf dieser rätselhaften Nebelwelt geboren worden, waren Nachkommen irgendwelcher längst verdorrter und zerfallener Gestrandeter, aber sie nicht! Sie besaß Erinnerungen.

Die Fremden gingen durch den wehenden roten Nebel, der den ganzen Kai umgab, an mehreren Schiffen vorbei, bis sie an einem haltmachten, dessen Deck mit Kisten, Fässern und Ballen förmlich überladen war. Ein dunkelhäutiger Mann mit einem blitzenden Ohrring und haarigem Oberkörper näherte sich den Ankömmlingen und wies ihnen nach einem kurzen Wortwechsel den Weg. Thorna hielt den Atem an und folgte den Fremden mit ihren Blicken. Sie hielten auf das Vorderkastell des Seglers zu und verschwanden darin.

Als der behaarte Seemann zwischen der Ladung verschwand, begab sich Thorna lautlos an Bord und schlich auf nackten Füßen hinter den Fremden her. Sie hatte keine Ahnung, was sie überhaupt hier wollte, aber irgendeine unterbewußte Kraft schien sie zu leiten. Sie wußte selbst nicht, worauf sich ihr plötzliches Mißtrauen stützte, aber sie wurde den Eindruck nicht los, als habe man die Fremden in eine Falle gelockt. Ihre Nervosität nahm mit jedem zurückgelegten Meter weiter zu, und als sie das Vorderkastell schließlich erreichte und hinter

einem leeren Holzfaß Deckung suchte, um einen Blick durch die bunten Butzenscheiben zu werfen, fiel unerwartet ein drohender Schatten über sie.

Thorna fuhr herum und riß entsetzt die Augen auf. Hinter ihr stand ein Mann, dessen Blick deutlich genug sagte, was er von ihrer Anwesenheit hier hielt.

*

»Dieser Planet«, sagte Kapitän Debussy, nachdem er David, Farrell und Zandra Sitzplätze angeboten hatte, »ist seit sechs Jahren meine Heimat. Ich bin auf die gleiche Art hierhergekommen, wie vermutlich Sie: als tiefgefrorener Passagier auf einem Auswandererschiff. Ich kann mich nur noch daran erinnern, daß ich plötzlich wach wurde und mich fragte, ob wir unser Ziel schon erreicht hätten, aber da gingen die Sirenen auch schon los und mir wurde klar, daß etwas schiefgegangen sein mußte. Zwischen den Treibern mußte sich irgendein Drama abgespielt haben; genau kam es nie heraus. Jedenfalls waren wir in die Nähe einer Sonne geraten, die eigentlich gar nicht hätte existieren dürfen. Ich fing verschiedene Gesprächsfetzen auf, als ich zu den Booten unterwegs war. Jemand behauptete, man habe im *Weltraum II* eine Sonne entdeckt. Das hat natürlich niemand geglaubt, aber nachdem die Treiber nahezu hysterisch und nicht einmal mehr vollzählig waren, schien mir der Gedanke, daß irgend etwas sie dermaßen aus der Fassung gebracht haben mußte, daß das Schiff einer Katastrophe entgegensteuerte, gar nicht mehr so abwegig vor.« Er machte eine Pause. »Kaum jemand kam in die Boote. Die Situation war so verfahren, daß nichts mehr funktionierte. Wir stürzten ab; die wenigen, die die Sache überlebten, taumelten tagelang in kleinen Grüppchen durch diesen verdammten roten Nebel. Die meisten sind wohl umgekommen. Mich hat ein seltsames Wesen aufgelesen, daß Sie noch kennenlernen werden.«

David, der die behagliche Einrichtung der Kajüte mit Interesse gemustert hatte, fragte: »Auf Rorqual leben also nicht nur Menschen?«

Debussy schüttelte den Kopf. »Nein. Ich weiß zumindest von *einer* anderen Rasse, die hier ihre Zelte aufgeschlagen hat. Mein Freund Vasik gehört dazu. Er ist ein *Outcast,* wenn Sie wissen, was ich damit meine. Sein Stamm hat ihn ausgestoßen. Ich weiß nicht warum. Er spricht nicht darüber.« Debussy grinste und begann einige Unterlagen auf seinem Schreibtisch zu ordnen. Ganz übergangslos sagte er plötzlich: »Welches Angebot haben Sie mir zu machen?«

Farrell und David terGorden wechselten einen Blick. Natürlich hatten sie sich eine Verhandlungstaktik bereitgelegt, aber bevor sie konkret zur Sache kommen konnten, mußten sie zunächst etwas über Debussys Absichten erfahren.

»Das wir neu hier sind, dürfte Ihnen bereits aufgefallen sein«, sagte David bedächtig. »Würde es Ihnen etwas ausmachen, uns einige Informationen über Rorqual zu geben, bevor wir zum geschäftlichen Teil übergehen?«

Debussy antwortete nicht. Statt dessen spreizte er die Finger seiner rechten Hand, musterte Zandra mit einem eingehenden Blick und sagte ganz unerwartet in Davids Richtung: »Warum nehmen Sie eigentlich nie Ihre Kapuze ab?«

»Stört es Sie?« fragte David kalt. In seinem Gehirn schrie es: *Vorsicht!*

Debussy beugte sich vor. »Ich will Ihnen reinen Wein einschenken, meine Herren … und meine Dame.« Er nickte Zandra ironisch zu. »Ich glaube, daß Sie mir einige wichtige Informationen über sich vorenthalten.«

»Wir haben doch noch gar nichts gesagt«, fiel Farrell wütend ein.

Debussy machte eine abwehrende Handbewegung. »Das ist richtig. Aber Sie werden bald etwas sagen. Sie werden mir irgendeine Geschichte auftischen, weil Sie glauben, Sie hätten eine raffgierige, kleine Krämerseele vor sich. Das ist aber ein Trugschluß. Ich bin ein Mann, der weiß, was er will. Und ich glaube auch zu wissen, was Sie wollen. Sie wollen wissen, an welchem Punkt ich den Mann an Bord zog, von dem ich Ihnen erzählte. Er war ein Raumfahrer wie Sie, das ist mir nach dem wenigen, was er noch sagen konnte, sofort klar geworden. Was mir zu einem Großteil klar ist, ist folgendes: Sie suchen den Ort, an dem dieser Mann landete, weil sie ihn entweder verfolgen – aus welchen Gründen weiß ich nicht –, oder weil er zu ihnen gehörte. Da Sie auf dem Markt Wrackteile zum Verkauf angeboten haben, die einwandfrei zu einem Luftfahrzeug gehörten, kann ich daraus wiederum nur eins schließen: Sie sind hier notgelandet – wie ich. Der andere aber *möglicherweise* nicht. Und jetzt suchen Sie sein Boot, weil nur dieses Ihnen eine Chance bietet, von hier fortzukommen.« Debussy sah sie triumphierend an. »Stimmt's?«

»Und wenn es so wäre?« fragte Zandra, bevor David auch nur einen Ton äußern konnte. »Was würde das für Sie bringen?«

Debussy stand auf und warf einen Blick durch die Butzenscheiben auf das Deck. »Eine Rückfahrkarte«, sagte er. »Eine Rückfahrkarte nach Hause. Ich will weg von hier, verstehen Sie? Dieser Höllenplanet

macht mich krank, auch wenn ich hier einigermaßen Glück gehabt habe.« Er deutete auf das Schiff. »Nicht viele können von sich behaupten, im Laufe einer derart kurzen Zeit so weit gekommen zu sein wie ich, aber dennoch hält mich hier nichts mehr, seit ich den Sterbenden aufgelesen habe. Ich weiß, daß er mit einem Boot gekommen ist und daß möglicherweise ein größeres Schiff diesen Planeten umkreist.« Er sah David mit funkelnden Augen an. »Ich bin nicht der Dummkopf, der sich mit ein paar Säcken voll Schrott zufrieden gibt, wenn er dafür ein ganzes Raumschiff bekommen kann.«

Farrells Blick signalisierte David terGorden dasselbe, was ihm im gleichen Moment auch klar wurde: Debussy war nicht ganz normal. Entweder litt er unter einem großen Minderwertigkeitskomplex oder an Verfolgungswahn. Seine Annahme, man wolle ihn mit einem Sack Altmetall abspeisen, wenn er ihnen verriet, wo er den sterbenden Treiber aufgelesen habe, entbehrte jeglicher Logik. Er setzte von vornherein voraus, daß man ihn betrügen würde.

»Wer sagt Ihnen denn«, meinte David langsam und bedächtig, »daß wir Sie nicht mitnehmen würden, wenn wir das Boot gefunden haben?«

Debussy wirbelte herum.

»Ich hatte also recht!« sagte er. »Es gibt doch eine Möglichkeit, von hier fortzukommen!«

David zuckte die Achseln. Es hatte jetzt keinen Zweck mehr, Versteck zu spielen. Der Mann wußte zwar noch nicht alles, aber genug. Es galt jetzt, ihn auf ihre Seite zu ziehen, auch wenn Debussys geistiger Zustand ein Faktor war, den man nicht einschätzen konnte. »Um ganz ehrlich zu sein: Wir wissen es selber nicht. Wir sind selbst in der Situation, in der wir nach jedem Strohhalm greifen müssen. Es ist …«

»Schweigen Sie«, sagte Debussy und öffnete die Tür. Ein Schatten verdunkelte plötzlich den Raum. David, der Zandras entsetzt aufgerissene Augen sah, drehte sich langsam herum und musterte die gefiederte Kreatur, die gerade eingetreten war.

»Das ist Vasik«, sagte Debussy. »Ich sagte ihnen ja schon, daß Sie ihn noch kennenlernen würden.« Das dunkelgrüne gefiederte Geschöpf musterte David und die anderen mit brennenden Augen. »Die Segel sind gesetzt«, sagte es dann mit einer kehligen Stimme. »Wir laufen bereits aus.«

Als David und Farrell aufsprangen, verstellte der Grüne Flieger ihnen den Weg. Er war ungeheuer stark und schien nicht daran zu

denken, mit seinen Kräften hauszuhalten. Ehe Farrell sich versah, wurde er mit dem Kopf gegen die nächste Wand geschleudert und brach blutend zusammen. David empfing einen ihn peinigenden Schmerzimpuls, dann packten hornige Hände seine Kehle.

Zandra riß eine herumstehende Flasche an sich und schmetterte sie der Kreatur an den Schädel. Sie zerbrach in hundert Stücke. David fiel zu Boden, landete inmitten des Scherbenmeers und riß sich die Haut auf. Er hörte Debussy lachen, dann verlor er das Bewußtsein.

*

In dem stinkenden Laderaum, in dem David terGorden wieder zu sich kam, war es finster wie in einem Bergwerk. Sein Schädel schmerzte etwas, aber ansonsten schien er unverletzt zu sein. Er rollte sich auf den Bauch, hob den Kopf und tastete den Boden ab. Er schien auf einer Art Strohsack zu liegen, denn wenn er sich bewegte, knisterte es. Um ihn herum war es still. Er flüsterte mehrere Male Farrells Namen, erhielt jedoch keine Antwort. Offenbar hatte Debussy dafür gesorgt, daß sie getrennt untergebracht worden waren.

Als er sich erheben wollte, berührte seine rechte Hand etwas weiches. Haut. David zuckte zuerst zurück, dann drangen seine Hände in die Dunkelheit vor. Es war nackte Haut. Seine Fingerkuppen ertasteten plötzlich etwas, das sich wie eine weibliche Brust anfühlte. Zandra? Er schüttelte den Kopf. Unter ihm stöhnte jemand. Unverkennbar eine weibliche Stimme.

»Zandra?« fragte er leise. Seine Stimme klang hohl. »Sind Sie es?«

»Ich bin Thorna«, sagte die Unbekannte. Ihre Stimme hörte sich wie die eines jungen Mädchens an.

»Thorna?« fragte David verwirrt. »Wer sind Sie?«

»Thorna«, wiederholte die Unbekannte und richtete sich auf. David wich zurück. Es war ihm unangenehm, sie berührt zu haben. Hoffentlich nahm sie nicht an, er habe sich ihr in sexueller Absicht nähern wollen.

»Es ist dunkel hier«, sagte die Unbekannte. »Können wir kein Licht machen?«

David schüttelte den Kopf. Es dauerte einige Zeit, bis ihm klar wurde, daß sie seine Verneinung in dieser Finsternis nicht sehen konnte. »Nein«, sagte er.

»Man hat mich niedergeschlagen«, sagte Thorna, »und hierher geschleppt. Sind Sie der … schwarze Mann?«

»Der schwarze Mann?« David mußte unwillkürlich lachen. »Wen

meinen Sie damit?«

»Ich bin wie ihr«, sagte das Mädchen plötzlich. »Ich bin keine Wilde.«

David wartete verständnislos darauf, daß sie ihm mehr mitteilte. Er verstand kein Wort. Was wollte sie ihm erklären? Wer war sie überhaupt? Gehörte sie zu Debussys Mannschaft?

Das Mädchen schnappte plötzlich hörbar nach Luft. »Sie … sind der *Andere!«*

»Bin ich das?« David betastete seinen Kopf und stellte fest, daß er eine Beule hatte. Er mußte hier heraus und Kontakt mit Farrell aufnehmen. Was mochte inzwischen mit den anderen geschehen sein, die auf der *Nordwind* zurückgeblieben waren? Wieviel Zeit war überhaupt vergangen, seit das geflügelte Geschöpf ihn niedergeschlagen hatte?

Er stand auf und tastete die Wände ab. Am Schwanken des Bodens erkannte er, daß er sich noch immer auf dem Schiff befand.

»Thorna?« fragte er.

»Ja?«

»Wissen Sie, wie wir hier herauskommen können?«

»Dies hier ist nicht mein Schiff«, erwiderte sie. »Ich bin von *der Nordwind.«*

»Von der *Nordwind?«* Davids Kopf fuhr überrascht herum.

»Ich bin euch nachgegangen«, erklärte das Mädchen.

»Hatten Sie … hattest du einen Grund dazu?« fragte David verwirrt.

»Ich … wollte …« stotterte Thorna. Dann: »Es kommt Ihnen vielleicht lächerlich vor, aber … ich wollte einfach bei euch sein.«

Ich bin keine Wilde, hatte sie gesagt. Und: *Ich bin wie ihr.* Hieß das, daß sie selbst erst seit kurzem auf Rorqual lebte? Auch Debussy hatte behauptet, erst seit sechs Jahren hier zu sein. Zog diese Welt Raumschiffe mit der Kraft eines Magneten an? Man konnte es kaum als Zufall bezeichnen, daß …

»Du kommst von der Erde?« fragte David. Er kniete sich auf den Boden und versuchte die Finsternis zu durchdringen, um ihr Gesicht wahrzunehmen. Es nützte nichts. »Seit wann bist du hier? Bist du allein … kennst du noch andere Leute, die erst kürzlich nach Rorqual gekommen sind?«

»Ich war noch ein Kind«, sagte Thorna. »Wir irrten im Nebel umher, mein Vater und ich. Dann kamen die Grünen Flieger und töteten ihn. Sie nahmen mich mit und …«

Irgendwo öffnete sich quietschend eine Tür. Eine Laterne beleuchtete ihr Gefängnis und warf lange Schatten. Jetzt sah David

das Mädchen zum erstenmal. Er erinnerte sich sofort an sie, denn sie hatte an der Reling gestanden, als er mit Farrell und Zandra die *Nordwind* verlassen hatte, um Debussy aufzusuchen. Sie war hübsch, noch keine zwanzig Jahre alt, hatte weiche, gerundete Formen und volle Brüste. Der Lendenschurz schien das einzige zu sein, mit dem sie bekleidet war, soweit er das im Halbdunkel beurteilen konnte. Eine wilde Mähne dunkelbraunen Haars umrahmte ihr feingeschnittenes Gesicht.

Ehe David etwas sagen konnte, stieß ihm jemand einen Knüppel in den Rücken. Ein bärtiger Seemann – es war der gleiche, der ihnen an Bord der *Polaris* den Weg zu Debussy gewiesen hatte – sagte: »Keine falsche Bewegung. Ich bin nicht allein.«

Starke Arme zerrten David durch einen dunklen Gang an Deck. Das rote Licht – entweder war es immer noch oder schon wieder Tag – schmerzte in seinen Augen. Es war totenstill und neblig, und er hatte keine Ahnung, ob sie sich auf dem Fluß befanden oder in das Scharlachmeer hinausgefahren waren. Soweit er blickte, konnte er kein Land sehen. Überall wallte der rote Nebel, und in der Ferne glaubte er einen klagenden Chor verlorener Stimmen zu hören.

»Wo sind wir hier?« fragte er.

Debussy war plötzlich neben ihm. Aus den Nebelschwaden tauchten Zandra und Farrell auf. Sie wurden von verwegen aussehenden Seeleuten bewacht.

»Was haben Sie mit dem Mädchen vor?« fragte David und deutete mit der ausgestreckten Hand nach unten. »Wollen Sie es unter Deck verrecken lassen?« Farrell sah ihn erstaunt an. Auch Zandra schien nicht zu wissen, wovon er sprach.

»Sie gehört also zu Ihnen?« fragte Debussy. »Habe ich doch gleich vermutet.« Er deutete mit ausgestrecktem Zeigefinger auf David. »Ich wußte gleich, daß Sie vorhatten, mich zu betrügen? Weswegen hat das Mädchen versucht, unser Gespräch zu belauschen?«

Herrgott, dachte David, *jedes Wort, das man spricht, stachelt seine Paranoia nur noch mehr an.* Laut sagte er:

»Sie gehört nicht zu uns. Sie war …«

»Lassen wir das«, unterbrach ihn Debussy mit einer herrischen Geste. Er befahl einem seiner Männer, Thorna an Deck zu holen. »Wir haben jetzt das Gebiet erreicht, in dem wir Ihren Freund auffischten.« Er deutete auf die vorbeiziehenden roten Nebelschwaden. »Wir sind hier im Bereich des Mango-Archipels, einer Inselgruppe, die von fünf mächtigen Familien beherrscht wird. Es ist nicht ungefährlich, auf einer der Inseln an Land zu gehen.«

»In welcher Lage haben Sie den Mann angetroffen?« fragte David. »Trieb er im …« – er wollte Wasser sagen, überlegte es sich aber im letzten Moment – »…in dieser Substanz herum, oder …«

»Er lag in einem Schlauchboot und hatte eine blutende Kopfwunde«, sagte Debussy.

»Was ist aus dem Schlauchboot geworden?« mischte sich jetzt Farrell ein. Er war blaß und wirkte übermüdet. Offenbar hatte er die ganze Nacht über kein Auge zugetan. Erst jetzt fiel terGorden auf, daß er einen Kopfverband trug.

»Hier ist es«, erklärte Debussy und gab zwei seiner Leute einen Wink. Sie schleppten eine gelbe Gummihülle heran. Verschiedene Schriftzeichen deuteten darauf hin, daß das Boot zur Notausrüstung eines Beibootes gehörte.

David sah Zandra an. Die schwarzhaarige Frau nickte. Offenbar war sie mit den Überlebenssets des Fluchtschiffes vertraut gewesen. Aber wer war der Tote? Auf Davids Frage hin beschrieb Debussy den Verstorbenen genauer. Alle Anzeichen deuteten daraufhin, daß es sich bei ihm um Tell terKwangshi gehandelt hatte. Nur auf ihn traf, wie Farrell und Zandra einmütig bestätigten, die Beschreibung zu.

Aber warum war er allein gewesen? War Asen-Gers Boot auf diesem Ozean gelandet und gesunken? Hatte Kwangshi die Katastrophe als einziger überlebt?

»Versuchen Sie sich an jedes einzelne Wort zu erinnern, das er sagte«, drängte David. »Es kann ungeheuer wichtig für uns sein.«

Debussy rief einen ausgemergelten Mann mit Zahnlücken heran, der unterwürfig vor ihm Aufstellung nahm.

»Dies ist Bosco«, sagte er kurz, »unser Schiffsarzt. Bosco hat versucht, den Jungen zu retten, aber es war bereits zu spät.« Er wandte sich an den dürren Mann und wies ihn an, die Fragen Davids zu beantworten.

»Er phantasierte, als ich ihn nach unten brachte«, berichtete Bosco. »Er sagte immer wieder dasselbe … man sei in einen Sturm geraten und habe die Orientierung verloren. Er wolle nicht sterben. Er wisse genau, daß ein Gummiboot dieses Fabrikats nicht mehr als fünf Personen tragen könne.«

»Das war alles?« fragte Farrell.

Bosco nickte.

»Wieviel Mann waren an Bord des Bootes, als es herunterkam?« fragte Debussy. David schaltete sofort. Der Mann hatte den gleichen Gedanken wie er. »Es waren sechs. Möglicherweise hat der Aufprall Kwangshis Sinne verwirrt, und er hat angenommen, die anderen

würden ihn nicht mitnehmen, wenn sie mit dem Boot versuchten, Land zu erreichen.«

»Es muß bei ihm ausgehakt haben«, bestätigte nun auch Farrell. »Ich kannte Kwangshi. Er war sehr sensibel und beinahe ein wenig ängstlich. Wenn man die Umstände betrachtet, unter denen sie zu leiden hatten … Vielleicht hat er sich wirklich als sechstes Rad am Wagen empfunden.«

»Wenn er annahm, die anderen würden ihn umkommen lassen«, setzte David fort. »Kann er in seinem verwirrten Zustand sicher zu der Entscheidung gelangt sein, daß sein Leben gegen das der anderen stünde. Daraufhin hat er sich mit dem Boot allein abgesetzt.« Der Gedanke gefiel David zwar nicht, aber er schien logisch zu sein.

Debussys Augen verengten sich. »Moment«, sagte er und hob abwehrend die Hände. »Ich weiß ganz genau, auf was Sie hinauswollen: Sie wollen mir einreden, das Boot, nach dem wir Ausschau halten, sei abgesoffen!«

»Sie sind ja …« fauchte Farrell, dem offenbar der Kragen zu platzen schien. Ein warnender Blick aus Davids Augen ließ ihn verstummen. Sie durften Debussy nicht reizen!

»Angenommen, es ist wirklich so gewesen«, sagte David und legte alle Sanftheit, zu der er fähig war, in seinen Gesichtsausdruck, »dann müssen Asen-Ger und die anderen die Möglichkeit gehabt haben, sich zur nächsten Insel durchzuschlagen.«

Debussy nickte. »Das müssen sie, in der Tat! Das Gas, das die *Polaris* und alle anderen Schiffe trägt, ist atembar. Man kann auf diesem Planeten nicht ertrinken! Wer hier über Bord geht, sinkt bis zum Grund hinab und kann sich ohne weiteres zu Fuß an Land begeben.« Er grinste wölfisch. »Das heißt natürlich nur dann, wenn Land in der Nähe ist und ihn die Rochen oder die andren Bestien nicht holen.«

»Die Rochen?« fragte Zandra.

»Bewohner der rorqualanischen Seen«, erwiderte Debussy. »Sie sind selten, aber gefräßig. Man hat sie so genannt, weil sie irdischen Rochen ähnlich sehen. Aber sie sind größer. Ein ausgewachsenes Exemplar hat eine Ausdehnung von hundert Quadratmetern.«

»Oh.« Der Gedanke allein schien Zandra jede Freude an der roten Substanz zu verleiden.

»Wir könnten das Boot also heben, wenn es hier gesunken ist, nicht wahr?« David trat einen Schritt näher an die Reling heran. Ein wahnwitziger Plan zuckte durch sein Gehirn. Was geschähe, wenn sie jetzt gemeinsam die Chance beim Schopf ergriffen und einfach über Bord sprangen? Konnten Debussys Leute sie in diesen Nebelschwaden

aufspüren, wenn sie versuchten an Land zu waten? Ein nichtorganischer Körper – ein Schiff zum Beispiel – mußte offenbar eine bestimmte Größe aufweisen, um von der Gasmasse getragen zu werden.

Debussy bestätigte Davids Vermutung. Es wäre eine Kleinigkeit – vorausgesetzt natürlich, man hatte genügend Leute, um den Seeboden abzusuchen – das gesunkene Boot heraufzuziehen.

Man brauchte also nur noch die Vermißten aufzutreiben, die, wenn das Boot hier gesunken war, sich auf der nächsten Insel aufhalten mußten. Die Ortungsgeräte des Bootes funktionierten wirksam genug, um etwaigen Gestrandeten zu sagen, in welche Richtung sie sich begeben mußten, um auf eine Erhebung zu gelangen. Wenn Davids Theorie stimmte, war es unmöglich, daß Asen-Ger und die anderen, nachdem Kwangshi sie verlassen hatte, ziellos herumgeirrt waren.

*

Die Insel, die der immer noch imaginären Absturzstelle am nächsten lag, hieß Devonary und wurde von der Familie O'Broin beherrscht. Debussy hatte nur wenig Informationen über sie, aber er wußte, daß das System, das sie errichtet hatten, auf Sklavenarbeit basierte. Die wenigsten ihrer Untertanen waren frei, und sie lagen in ständigen Fehden mit ihren Nachbarn, den Vascinis. Beide Familien waren alteingesessene Geschlechter auf Rorqual und duldeten auf ihrem Besitz keine Fremden. Sie schienen Selbstversorger zu sein und lebten hauptsächlich von der Rochenjagd. Da sie sich gegenseitig ihre Fanggründe streitig machten, lebten sie in ständigem Krieg. Glücklicherweise war das Jagdgebiet aber mehr als hundert Kilometer von ihren Inseln entfernt. Wenn Asen-Ger und die seinen also an diesem fernen Gestade gestrandet waren, konnte ihnen keine unmittelbare Gefahr durch diese Tiere gedroht haben.

Debussy ging außerordentlich vorsichtig zu Werke. Im Schutz des roten Nebels, der hier dichter war als anderswo, ließ er den Rudergänger die Insel der O'Broins so lange umrunden, bis er eine versteckte Bucht fand. Mächtige purpurfarbene Klippen erhoben sich zu beiden Seiten des Kanals, durch den sie die Landung wagten. Auch über diesem Land lag eine todesähnliche Stille.

Überrascht stellten David und die anderen fest, daß der rote Nebel abnahm, je tiefer sie in das Land der O'Broins eindrangen. Lediglich von unten stiegen noch einige vereinzelte Schwaden auf, kamen aber nicht mehr höher als bis zur Reling. Rechts und links von ihnen

erhoben sich zerklüftete Gebirge, die bald niedriger wurden und steilen Wiesen Platz machten, auf denen phantastische, tulpenähnliche Gewächse die Köpfe in den Himmel reckten. »Das sind die Bäume Rorquals«, erklärte Debussy seinen unfreiwilligen Gästen im Plauderton. »Erst wenn man neben ihnen steht, erkennt man, wie groß sie in Wirklichkeit sind. In den Kelchen können bequem zwei oder drei erwachsene Männer schlafen.«

Nirgendwo gab es ein Anzeichen von Leben. Gegen Abend ließ Debussy die *Polaris* vor Anker gehen. Er schien ziemlich nervös zu sein, was angesichts der Tatsache, daß man sich in den Gefilden einer kriegerischen Sippe aufhielt, nur allzu verständlich war.

»Wir müssen eine Expedition an Land schicken«, sagte er nach dem Abendessen, das sie an Deck einnahmen. »Wenn die Gesuchten sich hier aufhalten, wird es sich wie ein Lauffeuer über die ganze Insel verbreitet haben.«

»Wen wollen Sie schicken?« fragte David ruhig. »Von Ihren Leuten kennt keiner unsere Freunde.«

»Vielleicht genügt es, wenn sie jemanden finden, der bestechlich ist«, erwiderte Debussy augenzwinkernd. »Der könnte sie ihnen dann zeigen. Aber das würde uns möglicherweise zuviel Zeit kosten, denke ich.« Er musterte David scharf. »Diese Frau, wie war doch gleich ihr Name …«

»Zandra«, sagte David. »Ja, Zandra. Sie bleibt an Bord. Auf alle Fälle. Sie gefällt mir nicht nur wegen ihrer Unnahbarkeit, sondern auch deswegen, weil sie Sie möglicherweise liebt. Ich werde sie als Geisel behalten.«

»Sie liebt *mich?«* David mußte sich zwingen, nicht schallend zu lachen. »Ich kenne sie kaum länger als Sie, Debussy, und …«

»Sie sind eben ein Narr«, sagte Debussy. »Und Narren merken es als letzte, wenn jemand den Blick auf sie richtet. Ich brauche mir nur die Augen dieser Frau anzusehen, dann weiß ich Bescheid.«

David schluckte. Debussys Äußerungen erschienen ihm auch jetzt noch absurd, aber es war wohl besser, wenn er dazu jetzt keine weitere Stellung abgab. Der Hinweis auf Zandra bedeutete immerhin, daß Debussy bereit zu sein schien, ihn mit der Suchexpedition zusammen losziehen zu lassen. »Und was ist mit Farrell?«

»Der Mann gefällt mir nicht«, sagte Debussy. »Er hat einen schwer einschätzbaren Charakter. Und ich glaube, daß er gewalttätig werden kann. Er bleibt auch an Bord.«

»Wollen Sie mich etwa allein losziehen lassen?« fragte David verblüfft. Debussy lachte kehlig. »Nein. Sie würden meine Männer

möglicherweise hinters Licht führen und irgendwann verschwinden. Da ich es auch nicht riskieren kann, einen meiner Getreuen an Sie zu ketten, weil Sie möglicherweise seinen Arm abschneiden, wenn er ihnen bei der Flucht hinderlich wird, habe ich mir eine ganz besondere Überraschung ausgedacht.«

*

Am nächsten Morgen ketteten Debussys Männer David terGorden an das Mädchen Thorna. Während Zandra und Farrell David hilflose Blicke zuwarfen und zusehen mußten, wie man die beiden an die Reling führte, verzog Thorna keine Miene. Debussy gab ihnen nicht einmal die Möglichkeit, sich von ihren Freunden zu verabschieden. Ein Ruderboot brachte David, Thorna, zwei Bewaffnete und den Grünen Flieger Vasik an Land. Dort gab Debussy seinen Leuten mit zynischem Grinsen bekannt, daß er der Expedition drei Tage Zeit gebe, um die Spur der Gesuchten aufzunehmen. Waren sie bis dahin nicht zurück, würde er die ganze Aktion abblasen und annehmen, daß sie tot seien.

Der Grüne Flieger nahm diese Offenbarung mit stoischer Gelassenheit entgegen, denn er schien absolut sicher zu sein, daß er zum Ende des angesetzten Termins auf alle Fälle zurück sein würde. Die beiden Bewaffneten jedoch machten von nun an einen verunsicherten, fast gehetzten Eindruck. Allem Anschein nach standen auch sie unter großem Druck. Möglicherweise befanden sich ihre Familienmitglieder an Bord der *Polaris* und waren jetzt Debussys Gewalt ausgesetzt. Es mußte noch eine ganze Reihe anderer Menschen unter Deck des Seglers geben, wie mehrere Stimmen David deutlich gemacht hatten.

Debussy war kaum wieder in sein Boot gestiegen, um sich zur *Polaris* zurückrudern zu lassen, als Vasik mit den beiden Bewaffneten ein kurzes Gespräch führte und sich in die Lüfte erhob. Wie ein großer Vogel, der nach Beute Ausschau hält, jagte er mit flatternden Schwingen landeinwärts und ließ die anderen zurück. Die beiden Bewaffneten, zwei Männer in den mittleren Jahren, deren narbenbedeckte Oberkörper Zeugnis davon ablegten, daß sie sich in vielen Kämpfen bewährt hatten, trieben David und Thorna vor sich her. Sie ließen das bunte Tulpenfeld hinter sich und hielten sich nördlich. Die kesselartige Bergkette, die die Insel der Familie O'Broin vom Scharlachmeer abgrenzte, schrumpfte mehr und mehr zusammen. Das Land wurde flacher und vegetationsreicher. Der Boden war hier

von einer beinahe grünen Farbe, von grasähnlichen Flechten bedeckt, und hier und da von kleinen Inseln hellroter Gewächse durchsetzt. Es war ein wenig kühl, Tau lag auf den Gräsern und der Untergrund fühlte sich hart an.

Thorna hielt sich tapfer; obwohl sie während der halben Stunde, die sie jetzt schon beieinander waren, noch keine Silbe miteinander gewechselt hatten, spürte David ganz deutlich, daß sie sich keineswegs fürchtete.

Eine Stunde später kehrte der Grüne Flieger zurück. David spürte, daß das Mädchen an seiner Seite zitterte, als er neben ihnen zu Landung ansetzte. Obwohl der Grüne Flieger eine große Strecke zurückgelegt haben mußte, konnte man an ihm keinerlei Anzeichen von Erschöpfung feststellen, David fragte sich, von welchem Planeten er stammte und wie er nach Rorqual verschlagen worden war.

»Es hat Krieg auf dieser Insel gegeben«, informierte Vasik die Gefangenen und deren Begleiter. »O'Broins Kastell liegt in Trümmern. Die Vascinis haben den größten Teil der Sklaven freigelassen.«

David biß sich auf die Unterlippe. Das hatte ihnen gerade noch gefehlt!

»Irgendeine Spur von meinen Freunden?« fragte er den Grünen Flieger.

»Ich saß in einem Tulpenbaum und konnte das Gespräch einiger Männer abhören, die nach entlaufenen Sklaven suchten«, erwiderte Vasik, ohne auf seine Frage einzugehen. »Es wimmelt im Moment hier von Suchkommandos. Es wird nicht leicht sein, sich in bewohntere Gegenden durchzuschlagen.«

Die beiden Bewaffneten schienen dadurch noch ängstlicher zu werden. Offenbar war ihnen bewußt geworden, daß die Aussichten, termingerecht zur *Polaris* zurückkehren, unter diesen Umständen immer geringer wurden. Wenn die Vascinis die Sklaven der O'Broins freigelassen hatten, bedeutete das, daß man auf dieser Insel verzweifelt nach Arbeitskräften suchte. Offenbar hatten die O'Broins den Ruf von Raubrittern, die sich nicht darum scherten, ob jemand bei ihnen zu Gast war oder lediglich die Trinkwasservorräte auffüllen wollte.

Aber es gab keine andere Möglichkeit für sie, als weiterzuziehen.

Gegen Mittag hatte sich die Gruppe dem Zentrum der Insel soweit genähert, daß man zwischen den jetzt wieder zahlreicher werdenden, zerklüfteten und grasbewachsenen Hügelkuppen die ersten Bauwerke ausmachen konnte. David, der erwartet hatte, daß sich das Reich der O'Broins in nichts von der Hafenstadt Hayvant unterscheiden würde,

sah sich getäuscht und traute seinen Augen nicht. Offenbar hielt auf dieser Insel niemand etwas von gewöhnlichen Hütten, denn wohin man auch blickte, sah man kleine, massiv konstruierte Festungen, die wie mittelalterliche Burgen adlerhorstartig an den Felshöhlen klebten. Die wenigstens von ihnen waren mit Fenstern ausgestattet. David sah enge Schießscharten auf den Türmen im Wind, aber alles schien leer und ausgestorben zu sein.

»Die O'Broins haben alle Männer von den Außenstationen abgezogen, damit sie beim Wiederaufbau des Kastells helfen«, erklärte Vasik. »Hier draußen droht uns im Moment wohl keine direkte Gefahr.«

Als sie zwischen den nächsten Hügeln einhergingen, erscholl plötzlich ein winselnder Trompetenstoß. Davids Kopf zuckte hoch. Über ihnen wurden die geharnischten Gestalten mehrerer Krieger sichtbar, die mit wutverzerrten Gesichtern geladene Armbrüste auf sie richteten.

Vasiks Schwingen zitterten. Die beiden Bewaffneten packten ihre Schwerter. Offenbar wußten sie nicht, wie sie sich verhalten sollten.

Thorna preßte sich plötzlich eng an David. Der unerwartete körperliche Kontakt mit ihrer nackten Haut verwirrte ihn leicht.

»Keine Bewegung!« zischte Vasik und machte einen Schritt zurück. David sah, wie seine Muskeln spielten. Wollte der Grüne Flieger es etwa allein mit dem ganzen Kommando aufnehmen? Mit unbewegtem Gesicht zählte David die sie umringenden Leute. Es waren sieben.

»Laßt die Waffen fallen!« rief plötzlich eine Stimme von oberhalb des Hügels. »Oder wir mähen euch nieder!«

Die beiden Bewaffneten warfen Vasik einen hilfeheischenden Blick zu. Der Grüne Flieger reagierte nicht.

»Ihr solltet nicht die Helden spielen«, sagte David leise zu den Männern. »Überlegt euch, ob es die Sache wert ist.«

»Halt den Mund«, knurrte einer der Männer. »Wir wissen selbst, was wir zu tun haben!«

Während vier der Armbrustschützen die Gruppe der Eindringlinge im Auge behielten, rutschten drei von ihnen jetzt den Abhang hinab und kamen auf sie zu. Der mittlere von ihnen war ein grotesk anzusehender, dicker Mann mit einem kleinen Paukenwanst und einem breitkrempigen Hut, an dessen Band eine lange Feder befestigt war. Er trug einen Oberlippenbart, dessen Enden gezwirbelt und mindestens zehn Zentimeter lang waren, ein blaurotes Wams, eine dunkle Weste und bunte Pumphosen. Seine Füße steckten in langschäftigen Stiefeln aus Fischleder.

David musterte das Gesicht des Fremden, der augenscheinlich der Anführer der Armbrustschützen war und gelangte zu dem Schluß, es mit einem Genießer zu tun zu haben. Das Doppelkinn deutete auf gutes Essen und reichlichen Genuß von Wein hin; sein kugelrunder Bauch unterstrich diesen Eindruck noch. Aber seine Augen blickten durchaus intelligent in die Welt hinaus. Dieser Mann, so mittelalterlich er auch gekleidet sein mochte, war keinesfalls ein barbarischer Dummkopf. Vielleicht ließ sich sogar mit ihm reden.

»Ihr gehört nicht zu den Vascinis«, sagte der Dicke und deutete mit ausgestrecktem Zeigefinger auf die Eindringlinge, »aber das schert uns nicht. Arbeitskräfte sind uns immer willkommen.«

»Der Grüne da, Herr Justin«, warf einer seiner bewaffneten Begleiter ein. »Das ist kein Mensch …«

»Das sehe ich selbst, du Dummkopf«, erwiderte der mit Herr Justin angeredete. »Hättest du dich bemüht, lesen und schreiben zu lernen, wüßtest du möglicherweise, daß wir Menschen nicht allein auf der Welt sind.« Sein Blick fiel auf Thorna und die sie mit David verbindende Kette.

»Liebt Ihr eure Sklavin so, daß ihr ständig mit ihr verbunden sein wollt, Sir?« Er musterte David eingehend. »Sie ist eine außerordentliche Schönheit, um die man Euch nur beneiden kann.«

David lächelte. Offenbar hielt Herr Justin ihn für den Anführer der Gruppe. Vielleicht war es nicht schlecht, wenn er diesen Eindruck vertiefte. Wenn der Dicke ihn für eine hohe Persönlichkeit hielt, würde er ihn möglicherweise vor seinen Wächtern beschützen.

»Vielen Dank für das Kompliment, Herr Justin«, sagte David. »Wie ich sehe, besitzt Ihr einen untrüglichen Geschmack und seid ein Mann von Kultur und Bildung. Mein Name ist David terGorden.« Er deutete mit dem Kopf auf den immer noch unbeweglich dastehenden Vasik und die beiden Bewaffneten. »Diese Männer sind die letzten meiner Vasallen, die uns noch geblieben sind. Die Vascinis entehrten unser Schiff, als wir an Eurem Gestade vorbeisegelten und versenkten es. Wir konnten uns retten und sind nun zu den O'Broins unterwegs, um ihre Hilfe zu erbitten.«

Der Grüne Flieger schnaufte empört. Die beiden Bewaffneten ließen – überrascht von soviel Frechheit – ihre Schwerter sinken.

»Euer Name ist terGorden? Ihr seid ein Mann von Adel?« Der Dicke winkte die restlichen Armbrustschützen zu sich herunter und schüttelten David die freie Hand. »Es ist mir ein außerordentliches Vergnügen, Sie in unserem Reich begrüßen zu dürfen, Sir David, auch wenn es momentan nicht sonderlich gut um uns steht. Dennoch wird

in meinem Hause Platz für euch sein. Eure Vasallen mögen sich zu den meinen gesellen.«

Überraschenderweise äußerten Debussys Leute keinen Laut, als die Armbrustschützen sie in ihre Mitte nahmen und in nördlicher Richtung weiterzogen. David und Thorna gingen neben dem Dicken her, der ununterbrochen redete und ihnen binnen einer halben Stunde wichtige Informationen über die auf der Insel herrschende Lage verschaffte.

Vor fünf Tagen hatten die Vascinis das Reich der O'Broins mit mehreren Schiffen überfallen. Grund für diesen Handstreich war der seit Jahrzehnten schwelende Streit um die Rochenfanggründe gewesen. Die Vascinis waren der Meinung, daß die O'Broins zuviel Glück bei ihren ausgedehnten Jagdzügen hatten, und des weiteren hatte Padraig O'Broin, der Bruder Justins, erst zwei Wochen zuvor einen der heißblütigen Vascinis bei einem Wettkampf erniedrigt, indem er ihm einen weißen Monsterrochen vor der Nase weggeschnappt hatte. Mehrere hundert Sklaven der O'Broins waren zu den Vascinis übergelaufen, einige Dutzend mußten sich noch auf der Insel verstecken, die man jetzt zusammentreiben versuchte. »Die Vascinis sind keine Leute von Adel, sondern aufgestiegene Piraten«, beendete Herr Justin seine lange Rede. »Noch vor drei Generationen haben sie das Geysirland unsicher gemacht und Menschen an die Grünen Flieger verkauft. Daß sie Euer Schiff überfallen haben, Sir David, deutete darauf hin, daß sie immer noch nicht das Stadium geistiger Barbarei überwunden haben. Auch uns überfielen sie ohne vorherige Kriegserklärung.«

David versuchte das Gespräch unauffällig auf jene Leute zu richten, nach denen er suchte, aber entweder wußte Herr Justin nichts von Asen-Ger und den Gestrandeten, oder er wollte nichts darüber erzählen. Fremde, so berichtete er, wobei sich auf seiner Stirn eine Kummerfalte bildete, kämen sehr selten nach O'Broinsland; Padraig, sein Bruder, sei leider bei den anderen Familien, die das Scharlachmeer beherrschten, nicht sonderlich gut gelitten. »Er ist ein Heißsporn«, fügte Herr Juston bedauernd hinzu, »und handelt manchmal lieber, bevor er über die Konsequenzen nachdenkt. Die Küsten von O'Broinsland gelten als unsicher, weil Padraig allen Freien erlaubt hat, diejenigen, die an unseren Ufern stranden, zu Sklaven zu nehmen.« Er seufzte. »Aber sagt mir, Sir David: aus welchem Land kommt ihr? Daß ihr ein Mann von Kultur seid, habe ich sofort gesehen.«

David hatte sich bereits während der letzten Stunde einiges

zurechtgelegt, denn es war unausweichlich gewesen, daß er irgendwann eine Frage dieser Art würde beantworten müssen. Da er nicht sehr viel über Rorqual wußte, und nur hier und da ein wenig aufgeschnappt hatte, versuchte er seine Erklärung so vage wie möglich zu halten.

»Ich entstamme einem Geschlecht, daß noch nicht lange auf Rorqual ansässig ist«, begann er. »Ich bin ein Sternenfahrer und habe bisher im hohen Norden in der Nähe der Stadt Aliruth gelebt, wo meine Familie Segelschiffe baut. Ich selbst bin leider kein Seemann, sondern führe die Bücher.«

»Ah!« sagte Herr Justin. Er blieb stehen und schenkte David einen bewundernden Blick. »Von Sternen habe ich schon gehört! Es ist mein größter Traum, selbst einmal über Rorqual hinwegzufliegen, und ich habe auch schon Anstrengungen in dieser Hinsicht unternommen. Mein Bruder ist leider der Ansicht, daß ich damit meine Zeit verschwende.« Beim letzten Satz war seine Stimme ziemlich leise geworden. »Könnt Ihr mich lehren, wie man eine Flugmaschine baut?«

Während sie den Schritt wieder aufnahmen und den vorauseilenden Vasallen folgten, sagte David: »Ich könnte es, wenn Ihr die richtigen Materialien heranschaffen könntet. Aber da ist noch mein Gelübde …« Er wußte nicht recht, wie er sich verhalten sollte und kam sich vor, als stecke er bis zum Hals in einem Sumpf. Einerseits waren da Zandra und Farrell: erreichte er sie nicht innerhalb von drei Tagen, würde er sie vielleicht nicht wiedersehen. Ein weiteres. Problem waren Collyn und die anderen auf der *Nordwind* zurückgebliebenen. Gut, er kannte das Ziel der Orson-Familie. Sie wollten nach Norden, in das Erzgebiet. Aber wie sollte er seine Leute wieder zusammenbringen, wenn er sich jetzt darauf konzentrierte, einem möglicherweise verkannten Genie beizustehen, der – wenn er dessen Aussagen richtig deutete – außerdem über einen ungemütlichen Bruder verfügte, dem die höhere Wissenschaft offenbar wenig bedeutete?

Die Lage war verzwickt, David wußte das. Andererseits steckte er selbst in der Klemme. Wenn der Grüne Flieger sich die Freiheit nahm und zu Debussy zurückkehrte, war das Leben seiner Freunde in Gefahr. Man hatte etwas gegen ihn in der Hand.

»Hat Euer Gelübde etwas mit dieser Kette zu tun?« fragte Justin vorsichtig.

David griff den Faden dankbar auf. Er sah sich mit Verschwörermiene um und sagte, indem er seine Stimme zu einem Flüstern herabsenkte: »Ihr seid ein Mann des Wissens, Herr Justin. Ich weiß nicht, ob ich jetzt einen Fehler begehe, aber Ihr erweckt in mir

den Eindruck, als seiet Ihr der einzige Mensch, dem ich mein Vertrauen schenken kann.«

»Sprecht«, gab Justin zurück. »Ich verspreche Euch, Euer Geheimnis vor jedem Menschen zu bewahren. Bürden lassen sich leichter tragen, wenn man sie mit jemandem teilt. Wenn Ihr mir beisteht, will ich alles in meinen Kräften stehende tun, Euch zu helfen, Euer Gelübde zu erfüllen.«

In diesem Moment sah sich der Grüne Flieger um. Er hatte offenbar inzwischen eingesehen, daß es zwecklos für ihn war, das Spiel noch länger mitzuspielen. Ehe die Vasallen Justins sich versahen, faltete er seine Schwingen auseinander, nahm einen Anlauf und stieg auf. Die geharnischten Krieger schrien auf und spritzten nach allen Seiten auseinander. Offenbar war es für sie ein Werk des Satans, daß ein Wesen mit zwei Armen und Beinen, auch wenn es gefiedert war, sich so einfach in die Lüfte erheben konnte.

Die beiden restlichen Leute Debussys, denen jetzt klar wurde, daß Vasik sie allein und einem offensichtlichen Sklavendasein überließ, hoben drohend die Fäuste und schrien dem Flüchtenden wüste Beschimpfungen nach. Vasik störte sich nicht daran. Er stieg höher und höher, außer Schußweite der Armbrüste und schlug die Richtung ein, aus der sie gekommen waren.

»Das … hatte ich nicht erwartet«, sagte Justin verwirrt. »Würdet Ihr die Güte haben, mir dieses seltsame Verhalten zu erklären, Sir David?«

»Der Grüne Flieger war schon immer ein Feigling«, sagte David lahm, dem absolut nichts besseres einfiel. »Ich nehme an, er hat sich vor Euren Kriegern gefürchtet, denn Harnische und Panzerungen wie sie sie tragen, sind bei uns unbekannt.«

*

Das Kastell der O’Broins erwies sich als finsteres Gemäuer mit beachtlichen Ausmaßen. Es war ganz aus klobigen Steinquadern gebaut und wirkte, auch nachdem jetzt ein Viertel der Gebäude zerstört waren, noch imposant. David sah riesige Löcher in den Wänden. Einer der Ecktürme war in sich zusammengefallen, und überall lagen große rauchgeschwärzte Steinhaufen herum. Dazwischen wimmelte es von mehreren hundert Menschen beiderlei Geschlechts, die eifrig damit beschäftigt waren, Ordnung in das Chaos zu bringen. Vereinzelt patrouillierten Bewaffnete zwischen ihnen, die darauf achteten, daß niemand auf den Gedanken kam, im nahegelegenen Tulpenwald unterzutauchen.

Das Kastell war von drei Seiten her mit grasbewachsenen Hügeln umgeben, auf denen Wachtposten Ausschau hielten. Mit Brustpanzern und Hämischen ausgestattete Offiziere eilten geschäftig umher und hielten zusammengerollte Tierhäute in den Händen. Sie hielten, wie Justin erklärte, Kontakt zu den zehn Baumeistern, die momentan über die ganze Baustelle verstreut arbeiteten. Padraig O'Broin leitete das Wiederaufbauprojekt zusammen mit dem Chefbaumeister von seinem Thronsaal aus.

Da niemand die Neuankömmlinge eines Blickes würdigte, brachte Justin David und Thorna zunächst in seine Privatgemächer. Das Möbelwerk bestand aus Holz und Häuten. Überraschend stellte David fest, daß Justin nicht nur ein Mann mit guten Manieren, sondern auch ein fanatischer Anhänger der Natur- und Geisteswissenschaften war. Sehr zum Leidwesen seines Bruders, wie Justin zugab, denn der schätzte eher harte Männer, die sich mit dem Schwert durchsetzen konnten.

Nach einem aus herbem Wein, altbackenem Brot und zartem Rochenfleisch bestehenden Mahl führte Justin seine Gäste in die unbeschädigten Stockwerke des Kastells und berichtete einiges über die Geschichte seiner Familie. Der Mann, von dem er und sein Bruder abstammten, wußte er, war in der Kunst des Sternenfluges bewandert gewesen. Leider war der Name des Treibers nicht überliefert worden, und so nannte man ihn seiner schwarzen Haut wegen stets nur den Schwarzen Mann. Er mußte also ein reinrassiger Neger, möglicherweise sogar ein Afrikaner gewesen sein.

Obwohl fast nie Fremde nach O'Broinsland kamen, wußte Justin doch, was an den Ufern des großen Binnenmeeres in dem sich der Mango-Archipel befand, abspielte. Er war mehrere Male inkognito in Hayvant und anderen Hafenstädten gewesen und hatte versucht, dort Leute kennenzulernen. Sein Wissensdurst war genauso groß wie sein Hunger nach Informationen. Er glaubte fest daran, eines Tages seinen Traum vom Fliegen verwirklichen zu können und hatte bereits Berechnungen vorgenommen, die Davids ehrlichen Beifall fanden. Justin plante den Bau eines Ballons.

Gegen Abend – Justin hatte David und Thorna wieder in seine Gemächer zurückgeführt – saß man am Kamin und plauderte. Dann wurde von außen die Tür aufgestoßen und ein breitschultriger Mann mit blauschwarzen Haaren trat ein. Wie die geschäftigen Offiziere trug er einen silbernen Brustpanzer, enganliegende Beinkleider und hohe Stulpenstiefel. An seinem Gürtel hing ein Schwert. Er ging wortlos auf Justin zu und sagte in einem gehässigen Tonfall: »Also hier hält sich

mein Brüderchen auf! Während ich vor Sorgen nicht in den Schlaf komme, plauscht unser tapferer Ballonfahrer gemütlich mit Fremden am Kamin!«

»Entschuldige …« stammelte Justin und stand sofort auf, um David und Thorna vorzustellen. »Dies sind …«

»Es interessiert mich nicht, wer sie sind!« unterbrach ihn der Mann, der Padraig O'Broin sein mußte. »Ich weiß nur, daß ich einen Faulpelz und Träumer zum Bruder habe!« Er warf David einen finsteren Blick zu und sagte:

»Seid Ihr auch ein Ballonfahrer?«

Ehe David ihm eine Antwort geben konnte, fiel der Blick des Neuankömmlings auf Thorna. »Sie gefällt mir«, sagte er zu David. »Kann ich sie haben?«

»Padraig!« stieß Justin empört hervor. »Du sprichst mit meinen Gästen! Wie kannst du es wagen, diesen unflätigen Ton anzuschlagen?«

Thorna, deren Gesicht von flammender Röte überzogen wurde, erwiderte:

»Eher würde ich sterben!«

»Sieh an!« Padraig O'Broin lachte laut. »Da haben wir ja einen richtigen kleinen Wildrochen!«

»Ihr solltet Euch ein wenig bezähmen, Sir«, sagte David und verfluchte innerlich die Kette, die ihn mit dem Mädchen verband. Wenn Padraig ihn angriff, hatte er keine Möglichkeit, sich zu wehren. Hätte er doch nur nichts von diesem Gelübde erwähnt. Er mußte beizeiten einen Grund finden, sich dieser metallenen Fessel zu entledigen.

»Jeder richtige Mann hätte längst sein Messer gezogen«, sagte Padraig O'Broin. »Aber wie ich sehe, gehört Ihr zu den gleichen Hasenfüßen wie mein Bruder. Ich wollte Sie nur auf die Probe stellen, Fremder.« Das ›Sie‹ klang ausgesprochen verächtlich.

Dein *Glück,* dachte David. *Und meins.* Padraig O'Broin warf ihm einen letzten verächtlichen Blick zu und ging wieder hinaus. David atmete auf. Auch Justin schien erleichtert zu sein.

Die Nacht verbrachte David terGorden in einem der Gästezimmer Justins. Thorna legte sich neben ihn. Er spürte, wie sie seine Kapuze zurückschlug und sein Haar streichelte, dann schlief er ein.

*

Die Tage auf Rorqual waren länger als auf der Erde. Als David

terGorden erwachte, war es noch finster. Er blieb auf dem von dünnen Vorhängen umgebenen Lager liegen und dachte nach. Es galt jetzt, Prioritäten zu setzen. Der Grüne Flieger hatte die *Polaris* inzwischen längst erreicht und Debussy die Lage geschildert. Aber eine entkommene Geisel bedeutete nicht, daß der Kauffahrer bereits jetzt aufgeben mußte. Er hatte noch Zandra und Farrell. Wenn Asen-Ger wirklich nach O'Broinsland gegangen war, konnte er es an einem anderen Anlegeplatz noch einmal versuchen. Andererseits wußte er nicht, was er, David, den O'Broins erzählt hatte. Wenn er annahm, daß die Herren der Insel auf Davids Seite waren und ihn bei seiner Suche nach den Vermißten unterstützten, mußte er aufgeben. Es bestand allerdings noch die Möglichkeit, daß er die mutmaßliche Absturzstelle des Beibootes auf eigene Faust absuchte. Wenn er das Boot fand: was geschah dann mit Farrell und Zandra? Konnte Debussy das Fahrzeug allein steuern oder würde er ihre Hilfe in Anspruch, nehmen müssen?

Was wurde aus Collyn, Trogg und den anderen, die noch auf der *Nordwind* weilten? Zumindest brauchten sie keine Not zu leiden. Sie besaßen genug Metall, um überall durchzukommen. Die *Nordwind* war zudem in die erzreichen Zonen unterwegs. Das hieß, sie würde von Hayvant aus durch das Scharlachmeer kreuzen, an O'Broinsland vorbeifahren, in das Rochengebiet eindringen und von dort aus einen Weg durch das von Norden aus in den Binnensee mündende Flußdelta nehmen. Sie würden den Fluß hinauffahren, der die gefürchtete Nördliche Bergkette durchquerte, vorbei an der Stadt Aliruth.

Das gestrige Gespräch mit Justin hatte ihm klargemacht, daß der Bruder Padraigs den Plan hatte, mit seinem Ballon ebenfalls diese Richtung einzuschlagen, denn er wollte den Triumph auskosten, als erster Mensch die Nördliche Bergkette überquert zu haben. Wenn Justins Pläne klappten, stand also einem Wiedersehen mit der *Nordwind* auf lange Sicht nichts im Wege. Aber was würde aus Zandra und Farrell?

David biß sich auf die Unterlippe. Und ihm hing dieses Mädchen am Bein.

Er drehte sich auf die Seite und beobachtete sie im Schlaf. Sie war hübsch, zweifellos. Komisch, daß er so gut wie nichts von ihr wußte. Sie hatte gesagt, daß sie von der Erde stammte. Allem Anschein nach hatte sie sich immer noch nicht damit abgefunden, eine Bewohnerin Rorquals zu sein. Sie wollte zurück. Das wollte er auch.

Thorna gähnte und öffnete die Augen.

»Was tun wir jetzt?« fragte sie.

David zuckte die Achseln. »Wir müssen diese Kette loswerden.«

Er hob den Arm. Die Kettenglieder rasselten. Debussy hatte ihnen ein paar metallene Armbänder verpaßt, die nicht weniger als fünf Zentimeter breit waren. Auf einem Planeten, der über so gut wie keine Bodenschätze verfügte, war das glatte Verschwendung. Die Schlösser, die die Kette hielten, waren allerdings für eine rückständige Welt wie Rorqual wahre Meisterwerke der Schmiedekunst. Sie waren kaum größer als das oberste Glied eines Männerdaumens und mußten von einem Metallarbeiter hergestellt worden sein der auf der Erde geboren war.

»Hast du eine Nadel?«

Thorna verneinte.

Gemeinsam standen sie auf und suchten nach einem Gegenstand, der sie von der Fessel befreien konnte. Es dauerte eine Weile, dann kam David auf eine Idee. Ihr Schlafraum war mit einigen Wänden hängenden Zierschwertern bestückt. Er nahm eines davon ab, legte es auf den Boden und stellte sich mit beiden Füßen auf den Mittelpunkt der Klinge. Dann bückten sie sich beide, schoben die Kette unter der Klinge hindurch und begannen, indem sie ihr ganzes Körpergewicht einsetzten, das Schwert am Boden zu halten und gleichzeitig zu ziehen. Umsonst. So konnten sie die Glieder nicht sprengen. David war bereits nahe daran aufzugeben, als Thorna plötzlich auf die schweren Vorhänge deutete, die das Zimmerfenster bedeckten. Das Dienstpersonal hatte sie, damit sie in bestimmten Abständen Falten warfen, mit fingerlangen, dicken Nadeln versehen.

Es kostete David eine geschlagene halbe Stunde, dann verhakte sich die Nadelspitze im Inneren des Schlosses an der richtigen Stelle und es klickte. Erleichtert massierte er seinen linken Arm.

»Jetzt ich«, sagte Thorna aufgeregt.

David befreite auch sie. Als sie die Vorhänge beiseitezogen, war es draußen bereits hell geworden. Die Krieger der O'Broins trieben die Sklaven zur Arbeit. Vor dem Kartell hatte man mehrere riesige Kochtöpfe aufgebaut, in denen Frauen mit hölzernen Löffeln rührten. Zumindest schien man die Arbeiter nicht verhungern zu lassen.

Kurz darauf ließ Justin seine Gäste zum Frühstück bitten. Sein Bruder war nicht zugegen, aber als David und Thorna den luxuriös ausgestatteten Salon betraten, sahen sie durch eine andere Tür gerade einen Mann verschwinden, der offenbar mit Justin ein Gespräch geführt hatte.

»Mein Bruder hat mir eine letzte Verwarnung erteilt«, sagte Justin betrübt. »Er will mir alle Mittel für mein Ballonprojekt streichen,

wenn ich mich nicht mit all meinen Kräften für den Wiederaufbau des Kastells einsetzte.« Er seufzte. »Ich weiß ja, daß es wichtig ist, die Mauer wieder hochzuziehen«, fügte er hinzu. »Aber was kann ich schon dabei tun? Ich bin nun mal kein Hand-, sondern ein Geistesarbeiter. Ich verstehe nicht, warum er darauf besteht, wo er doch genau weiß, daß ich doch nur alles falsch machen würde.«

David und Thorna nahmen Platz. Erst jetzt wurde David terGorden richtig bewußt, welch tragische Figur Justin doch war. Ein Mann der Wissenschaft auf einem Planeten, auf dem die Wissenschaft nur dann zählte, wenn sie für irgendwen von persönlichen Nutzen war! David zweifelte nicht daran, daß Padraig O'Broin seinem Bruder jegliche Unterstützung hätte zuteil werden lassen, wenn dieser sich darauf konzentriert haben würde, Kanonen zu entwickeln. Der Plan jedoch einen Ballon zu konstruieren und damit die Berge zu überfliegen, war höchstens für einen Witz gut – vorausgesetzt, man befand sich in generösen Stimmung. Ein Mensch wie Justin mußte in dieser Umgebung nicht nur den Hohn, sondern auch Aggression auf sich ziehen. Es war die Wut der Sprachlosen, die sich gegen ihn richtete, der Zorn und Haß derjenigen, die alles nur rein pragmatisch beurteilten und für Träume in ihren Herzen keinen Platz hatten.

Als David Justin ansah, stellte er fest, das im Gesicht seines Gegenübers plötzlich eine Veränderung vor sich gegangen war.

»Ich werde das Projekt nicht abbrechen«, sagte Justin entschlossen. »Ich habe schon zuviel investiert, als daß ich jetzt noch zurück konnte.« Er stand auf. »Ich kann jetzt nichts mehr essen. Ich erwarte Euch auf dem Hof, Sir David. Ich will Euch mein Feuerzeug zeigen.«

Nachdem David und Thorna gegessen hatten, gingen sie hinunter. Mehrere umhereilende Offiziere Padraigs betrachteten sie mit ungehaltenen Blicken. Wahrscheinlich paßte es ihnen nicht, daß die Fremden sich nicht an der Arbeit beteiligten. Einmal kam ein Mann auf sie zu und verlangte zu wissen, wer sie seien, aber zum Glück näherte sich im gleichen Augenblick Justin und schickte ihn weg. Der Offizier sah den Bruder des Inselherrschers wütend an, wagte aber keine Widerworte. Offenbar galt Justin auch bei ihnen als eine Art Narr.

Justin führte sie aus dem Kastell heraus in Richtung auf den bunten Tulpenwald, den sie bei ihrer Ankunft gesehen hatten. Als sie in eine Schneise bogen, erhielt David zum erstenmal die Gelegenheit, sich diese seltsamen Gewächse aus der Nähe anzuschauen. Die Bäume hatten einen Umfang von mehr als zwei Metern. Ihre fleischigen, weißen Stengel ragten drei Meter in die Luft, und die sich daran

anschließenden Blüten strömten einen beinahe betäubenden Geruch aus, der sich schwer auf seine Lungen legte. »Ich habe gehört, daß diese Gewächse müden Wanderern gelegentlich Quartier bieten«, sagte er, »stimmt das, Sir Justin?«

Der Dicke nickte. »Oh ja. Bloß darf man nicht zu lange in ihnen bleiben. Wenn der Morgen graut, schließen sie ihre Kelche zur Gänze und verharren so mehrere Stunden. Wenn man kein Messer bei sich hat, um sich dann einen Weg in die Freiheit bahnen zu können, ist man unwiderruflich verloren und erstickt.«

David schüttelte sich. Gut, daß er danach gefragt hatte.

Die Schneise endete nach etwa zweihundert Schritten und mündete auf eine Lichtung, die von einem großen Zelt eingenommen wurde. Ein kleiner, magerer Mann, der nur ein Auge besaß, näherte sich ihnen mit eiligen Schritten und rief schon von weitem:

»Sie sind alle weg, Herr Justin! Ich bin ganz allein!«

»Was meint er?« fragte Thorna.

»Meine Arbeiter.« Die Stimme Justins klang betrübt. »Mein Bruder hat meinem Projekt die ganzen Arbeitskräfte entzogen. Ich weiß es seit heute morgen.« Er biß sich auf die Unterlippe.

Im Inneren des Zeltes zeigte ihnen Justin das, was er bisher bereits erreicht hatte. Die Ballonhülle war fast fertig. Sie lag auf einem riesigen Tisch ausgebreitet und es bedurfte nur noch weniger Nadelstiche, um die wenigen Bahnen, die noch fehlten, um ihm das richtige Format zu geben, anzufügen. Die Gondel – sie konnte sechs Reisende aufnehmen – bestand aus Holz und war mit einem Geländer versehen. Mehrere Säcke, die offensichtlich Sand oder Gestein enthielten, lagen herum. Justin wies sie darauf hin, daß es unerläßlich sei, Ballast an Bord zu haben, den man abwerfen könne, sollten Abtriebe den Ballon zu nahe dem Boden der Welt entgegendrücken. Obwohl David terGorden nicht viel von derart antiquierten Transportmethoden verstand, war ihm dennoch schon beim Anblick von Justins Berechnungen klar geworden, daß sein Konzept keinerlei Fehler enthielt. Auch auf der Erde hatte man in früheren Jahrhunderten derartige Experimente mit Ballons unternommen. Es sollte sogar welche gegeben haben, die tausende Kilometer zurücklegten, bevor ihnen endgültig die Luft ausging.

»Ich hoffte, in zwei Tagen fertig zu sein«, sagte Justin. »Aber jetzt … bei diesem Arbeitskräftemangel …« Er deutete auf seinen einäugigen Helfer. »Sandor ist fleißig, aber er kann mit seinem einen Auge nicht nähen. Er schafft es nicht, eine Linie einzuhalten.«

»Es wäre uns eine Freude«, sagte David, »wenn wir Euch bei diesem

Projekt unterstützen dürften, Sir Justin. Wir sind zwar im Gegensatz zu Euch blutige Laien, aber vielleicht …«

Justin strahlte. »Das wollt Ihr wirklich für mich tun? Ihr wißt ja gar nicht, wie dankbar ich Euch bin, Sir David!« Er ergriff Davids Hände und drückte sie. »Oh – wie ich sehe, tragt Ihr diese Kette nicht mehr! Was ist aus Eurem Gelübde geworden, mein Freund? Ihr habt es doch nicht etwa gebrochen?«

David schüttelte den Kopf. Er kam sich unehrlich und wie ein Heuchler vor, aber er durfte die Vorstellung, die dieser Mann von ihm hatte, jetzt keinesfalls zerstören.

»Ich habe es erfüllt, Sir Justin«, erwiderte er, »und zwar Wort für Wort. Ich versprach meiner Familie, von meiner weiten Reise mit einer Idee zurückzukehren, die das Transportwesen Rorquals revolutionieren wird! Mir war nie ganz klar, an was ich dabei dachte, aber seit gestern abend weiß ich es! Ihr habt mich darauf gebracht! In weniger als einem Jahr – dessen bin ich sicher – wird meine Familie keine Reederei mehr betreiben, sondern eine Ballonmanufaktur! Ich bin davon überzeugt, daß Eure Idee sich binnen kurzem durchsetzen wird.«

In Justins Augen schimmerten Tränen. »Ich bin Euch zu großem Dank verpflichtet, Sir David«, sagte er mit zitternder Stimme. »Ihr seid der erste, der die Wichtigkeit meiner Idee erkennt. Ich fließe über vor Dankbarkeit. O, gäbe es doch nur mehr Menschen wie Euch! Darf ich es wagen, Euch und Eurer charmanten Begleiterin das Angebot zu machen, beim ersten Ballonflug meine Gäste zu sein?«

»Wir fühlen uns sehr geehrt«, sagte David, biß sich auf die Unterlippe, damit man ihm den Triumph nicht allzu deutlich ansah.

*

Gegen Mittag kehrten sie zum Kastell zurück. Justin, der Thorna unbedingt mit seinen Schwestern bekanntmachen wollte, ließ David am Haupteingang zurück und überquerte plaudernd mit dem Mädchen den Burghof. Seine Schwestern interessierten Thorna offenbar nicht im geringsten, aber ein rascher Blick Davids hatte ihr klargemacht, daß es am besten sei, wenn sie sich den Wünschen des Edelmannes fügte. Man konnte nie wissen, wie wichtig es war, auch unter den O'Broins Freunde zu haben. David, der sich vorgenommen hatte, einige Gespräche mit den Arbeitern zu führen, hatte vorgegeben, sich für den Wiederaufbau des Kastells zu interessieren, und streifte ziellos auf der Baustelle umher. Zwei Offiziere und ein in wallende, weiße Gewänder

gekleideter Baumeister musterten ihn zwar mißtrauisch, äußerten aber kein Wort. Allem Anschein nach hatte es sich inzwischen herumgesprochen, daß er ein Gast des exzentrischen Herrn Justin war und zu keiner Arbeit gezwungen werden konnte.

Padraig O'Broin, der sich kurz in Begleitung zweier ausnehmend hübscher Frauen auf den Zinnen der Ostmauer sehen ließ, warf David einen höhnischen Blick zu. Vorsicht, dachte David. Bei der *erstbesten Gelegenheit wird er einen Grund finden, dich von deinem Gastgeber zu isolieren und in eine Maurerkolonne zu integrieren.* Der Mann war ein Ignorant und Barbar; es war kaum zu glauben, daß die beiden O'Broin-Brüder sich zu dermaßen unterschiedlichen Charakteren entwickelt hatten.

Als David bei einer Steinklopferkolonne stehenblieb und den Leuten bei der Arbeit zusah, kam einer der Offiziere auf ihn zu und knurrte: »Wenn Ihr schon das Privileg genießt, nicht zu arbeiten, solltet Ihr den Leuten wenigstens nicht im Weg herumstehen.«

David wirbelte herum und musterte den Mann. Er hatte ganz plötzlich den Eindruck, als ob er bewußt provoziert werden sollte. Hatte Padraig den Offizier auf ihn angesetzt? Wartete er darauf, daß er dem Mann eine harte Antwort gab, um ihn so leichter der Gastfreundschaft seines Bruders entreißen zu können?

David beschloß zu schweigen. Besser, er lieferte O'Broin keinen Grund zu irgendeiner Intervention. Als er sich abwandte und Anstalten machte, zum Haupttor zurückzugehen, fiel sein Blick auf eine schmale Gestalt, die ihm gerade den Rücken zuwandte. Es war unverkennbar eine Frau mit dunklem, krausem Haar, die sich jetzt anschickte, eine Ladung Steine auf einer hölzernen Schubkarre in Richtung auf die zerstörte Ostmauer zu transportieren. David sah ihr Gesicht nur im Profil, aber die schwarzen Augen, die feingeschwungene Nase und die leicht vorstehenden Zähne der Frau machten ihm überdeutlich klar, was ihre zerfetzten Kleider bereits signalisierten:

Sie war ebensowenig von dieser Welt wie er.

Als sie die Ostmauer erreicht hatte und die Schubkarre umkippte, konnte David terGorden sie von vorne sehen. Ihr Gesicht war sonnengebräunt, aber die Frau war unverkennbar Rianna Ross.

Sie hatte zu Asen-Gers Leuten gehört.

Im gleichen Moment erkannte sie ihn auch. Die Griffe der Schubkarre entglitten ihren Händen.

»David terGorden«, murmelte sie fassungslos. Da David durch mehr als zwanzig Meter von der Frau getrennt war, konnte er die Worte

lediglich von ihren Lippen ablesen.

Seine Gestalt straffte sich. Er ging langsam auf Rianna zu, und es kostete ihn eine ungeheure Anstrengung, nicht in lauten Jubel auszubrechen und die Frau, die er kaum kannte, in seine Arme zu reißen.

Als er nur noch wenige Schritte von ihr entfernt war, fing David aus den Augenwinkeln den warnenden Blick des Offiziers auf, der ihn erst kurz zuvor zurechtgewiesen hatte. Er kniff die Augen zusammen. Die eigenartigen Bedingungen auf Rorqual machten einen telepathischen Kontakt unmöglich. *Hoffentlich verstand sie ihn!*

Rianna Ross war nicht nur eine erfahrene Treiberin, sondern auch eine bewährte Angehörige der Terranauten. Noch ehe David, der so tat, als interessiere er sich brennend für die Maurerkolonne, die gerade dabei war, die Löcher in der Ostmauer zu flicken, sie erreicht hatte, senkte sie den Blick und flüsterte, die Karre wieder aufhebend: »Heute nacht! Ich erwarte dich am Südtor!«

»Gut«, sagte David ohne eine Miene zu verziehen und fügte hinzu: »Dem Himmel sei Dank, daß ich dich gefunden habe.«

*

Die mondlose Nacht Rorquals erinnerte David terGorden, als er durch die von Pechfackeln erleuchteten Korridore des Kastells schlich und hin und wieder einen Blick aus den scheibenlosen Fenstern warf, an das Innere eines imprägnierten Kohlensacks. Der Himmel war absolut schwarz und sternenlos. Die Nacht hatte sich mit der für Rorqual charakteristischen Plötzlichkeit über das Kastell gelegt. Die schwarze Sonne war wegen der Nebelbänke am Horizont nicht zu sehen gewesen.

David wich geschickt den vereinzelt herumstehenden Wächtern aus, schlich auf leisen Sohlen über den mit Pflastersteinen ausgelegten Innenhof und drückte sich wie ein Schatten an den still daliegenden Gebäudewänden vorbei. Das Kastell der O'Broins lag in tiefem Schlummer; nicht einmal Thorna hatte bemerkt, wie er den Schlafraum verlassen hatte. Es wäre zu schwierig gewesen, ihr zu erklären, um was es überhaupt ging. Er hatte überhaupt zu wenig mit ihr gesprochen, stellte er bedauernd fest.

Als David das Südtor – es war kaum mehr als eine kleine Seitenpforte, die unbewacht war – erreichte, vernahm er ein leises Zeichen. Ein zweiter Schatten löste sich aus der Dunkelheit und winkte ihm zu. Völlig geräuschlos öffnete sich eine hölzerne Tür.

David atmete auf und verschwand in dem dahinterliegenden Raum. Er hatte einen Keller oder Lagerraum erwartet, aber zu seiner Überraschung fand er sich in einer gut ausgerüsteten kleinen Schmiede wieder. Auch hier herrschte Dunkelheit. Lediglich eine auf einer Werkbank stehende Kerze spendete ein wenig Licht.

Rianna drückte seinen Arm.

»Wo sind die anderen?« fragte David. »Hier?«

Rianna schüttelte den Kopf. »Ich habe keine Ahnung. Wir … hatten eine Menge Schwierigkeiten …« Ihre Schultern zuckten, als erinnere sie sich an etwas Schreckliches. David fing einen schmerzlichen geistigen Impuls auf, der dem toten Teil Kwangshi galt. Offenbar hatte Rianna mit ihm in einer engeren Verbindung gestanden.

»Wir sind durch Kwangshi auf eure Spur gekommen«, erklärte David, um überhaupt etwas zu sagen. »Ein Schiffskapitän nahm ihn an Bord, aber er starb kurz darauf.«

»Es mußte so kommen«, murmelte Rianna und nahm auf einem dreibeinigen Hocker Platz. »Er hatte eine schwere Kopfverletzung und drehte plötzlich durch. Er schrie immerzu, er wisse, daß wir uns nicht mit einem Verletzten belasten würden und griff Asen-Ger an.«

»Der Schock«, sagte David. »Es war einfach zuviel für ihn. Zuerst die Vernichtung Zoes, dann unser katastrophaler Flug – und schließlich der atmosphärische Sturm. Unter solchen Umständen …«

Rianna begann plötzlich haltlos zu weinen, sprang auf, preßte ihr Gesicht gegen Davids Brust und klammerte sich an ihn. »Wir hätten ihn nie im Stich gelassen! Wir hätten alles versucht, um …« Sie brach ab und schluchzte trocken.

»Am besten erzählst du mir alles der Reihe nach, Rianna«, sagte David. »Wir haben möglicherweise wenig Zeit, und wenn wir je wieder von hier wegkommen wollen …«

Rianna löste sich von ihm und wandte ihm den Rücken zu. Mit stockender Stimme begann sie zu erzählen.

Nachdem die Maschinen des Beibootes Feuer gefangen hatten und sie abgetrieben worden waren, hatten sie ein fast unendliches Nebelmeer durchquert. Die Triebwerke hatten ganz plötzlich ausgesetzt, und Asen-Ger hatte den Diskus auf dem landen lassen, was man zunächst für Wasser hielt.

Teil Kwangshi, der bereits nicht mehr bei Sinnen war, hatte ungerechtfertigte Anklagen gegen die anderen erhoben und sich dann auf Asen-Ger gestürzt, der alles unternahm, um ihn zu beruhigen. Schließlich war es Kwangshi gelungen, sich im Laderaum einzuschließen und das Gummiboot durch die hintere Luke

hinauszuwerfen. Als man die Tür endlich aufgebrochen hatte, war er bereits im roten Nebel verschwunden.

Das Beiboot war jedoch nicht gesunken. Das Feuer war erloschen, und es war Asen-Ger mit Hilfe seiner Begleiter schließlich gelungen, das kleine Raumschiff soweit wieder in den Griff zu bekommen, daß man die nächstgelegene Insel ansteuern konnte. Da die Ortungsgeräte noch funktionierten, war es ein Leichtes gewesen, die Position der nächstgrößten Landmasse zu bestimmen.

»Wir kamen auf der Westseite der Insel an«, fuhr Rianna fort. »Es war ein Gebiet, das ebenso unter einer roten Nebeldecke lag wie das Meer oder der See, auf dem wir zuerst niedergegangen waren. Wir schafften das Boot an Land und untersuchten es. Asen-Ger war der Meinung, es sei lediglich noch für Atmosphärenflüge zu gebrauchen, denn mehrere wichtige Steuersysteme waren zerstört und die Atemluftanlage ausgefallen. Yoal Corcoran und ich wollten die Umgebung erkunden und machten uns mit einem Kompaß auf den Weg. Wir kamen aber nicht weit. Eine knappe Stunde von unserem Landeplatz entfernt wurde die Nebelwand dann dünner und verschwand schließlich ganz. Wir stießen auf fruchtbares Grasland und einen Canyon, der den Leuten hier als Steinbruch dient. Einige Männer und Frauen liefen auf uns zu, und an ihren Gebärden erkannten wir, daß sie ziemlich aufgeregt waren und uns warnen wollten. Daß sich hinter ihnen einige Bewaffnete befanden, erkannten wir zu spät. Corcoran und ich liefen davon, aber ich stolperte, fiel hin und verlor für einige Sekunden die Besinnung. Als ich wieder zu mir kam, waren die Bewaffneten über mir und Yoal verschwunden. Ich nehme an, daß er es geschafft hat, wieder in die Nebelwand zurückzukehren. Ich hätte ihm sowieso nicht folgen können – ohne Kompaß.«

Man hatte Rianna einen Tag im Steinbruch arbeiten lassen und dann mit einem Gefangenentransport zum Kastell geschickt.

»Ich habe nicht die geringste Ahnung, ob es den anderen gelungen ist, das Boot wieder flottzumachen«, schloß sie ihren Bericht, »aber wenn ich eine Stellungnahme dazu abgeben müßte, würde ich meinen, daß sie es nicht geschafft haben. Hätten sie mich sonst hier zurückgelassen?«

David schluckte. Er selbst war mit einer Gruppe unterwegs gewesen, die jetzt – ohne daß er dagegen etwas hätte machen können – in drei Teile geteilt worden war. Die Welt, auf der sie sich aufhielten, barg offenbar mehr Geheimnisse und Gefahren, als man sich nach der kurzen Zeit vorstellen konnte.

»Wenn deine Theorie stimmt«, sagte David nachdenklich, »müßte sich das Beiboot noch an dem Platz befinden, an dem ihr es an Land gezogen habt.«

»Vorausgesetzt, man hat es nicht inzwischen gefunden«, gab Rianna zu bedenken. »Und wenn dem so wäre, bedeutete das, daß Asen-Ger und den anderen ebenfalls etwas zugestoßen ist.«

David wiegte gedankenverloren den Kopf.

»Vielleicht haben sie aber auch ein Schiff ausgemacht und sind an Bord genommen worden. Wenn ich Debussys Worten Glauben schenken kann, ist das Scharlachmeer ziemlich stark befahren. Es bietet die kürzeste Verbindung zu den im Norden liegenden Städten und den einzigen Weg durch die gefürchtete Nördliche Bergkette.«

»Wer ist Debussy?« fragte Rianna erstaunt.

Jetzt war David an der Reihe, seine Erlebnisse auf Rorqual zum besten zu geben. Er berichtete von ihrer Bruchlandung, der Rettung durch die Orson-Familie, dem schmutzigen Trick Debussys und der Begegnung mit Justin O'Broin, der ihn für einen Edelmann aus dem Norden hielt. »Der Ballon, an dem er arbeitet«, endete er, »stellt momentan die einzige Fluchtmöglichkeit für uns dar. Ich weiß, daß die Orson-Familie nach Norden will; Justins Ziel liegt in der gleichen Richtung. Es dürfte also nicht allzu schwer sein, zumindest einige von unseren Kameraden wiederzufinden.«

Er dachte an Farrell und Zandra. Glücklicherweise waren beide ziemlich intelligente und selbstbewußte Leute. Wenn Debussy nicht auf die Idee kam, seinen Zorn an diesen beiden Gefangenen auszulassen, würde es für sie sicher irgendwann eine Gelegenheit zur Flucht geben.

»Auf jeden Fall sollten wir versuchen, den Landeplatz Asen-Gers ausfindig zu machen«, schlug David vor. »Wenn er mit dem Beiboot gestartet ist, hat er dort sicher eine Botschaft für Sie zurückgelassen. Wenn er mit einem Segler auf und davon ist, mindestens das Boot.«

»Nutzen Sie die Verbindungen, die Sie haben«, nickte Rianna. »Ich kann es schon noch eine Weile auf der Baustelle aushallen. Die O'Broin haben viel zu wenig Arbeitskräfte; vielleicht ist das mein Glück. Man geht momentan ziemlich sanft mit den Sklaven um und gibt uns ausreichend zu essen.«

David legte eine Hand auf ihre Schulter. »Halten Sie durch, Rianna, bitte. Ich tue, was in meinen Kräften steht. Vielleicht ist morgen für Sie schon der letzte Tag.«

*

Er irrte.

Obwohl David Justin O'Broin mehrmals darauf aufmerksam machte, daß es eine Schande sei, die gutaussehende kraushaarige Sklavin statt im Kastell auf der Baustelle arbeiten zu lassen, gelang es ihm nicht, eine Freistellung für Rianna zu erwirken. Justin O'Broin stimmte ihm zwar zu, gab aber zu erkennen, daß er nicht in seiner Macht stünde, ihr zu helfen. Sein Bruder hatte ihm zudem an diesem Morgen die Botschaft überbringen lassen, daß er auch noch den letzten ihm zur Verfügung stehenden Helfer zu den Aufbauarbeiten heranziehen würde.

»Er will mich und mein Werk vernichten«, sagte Justin bedrückt, als sie am Frühstückstisch saßen. »Er haßt mich. Er hat mich immer gehaßt, weil ich mehr weiß als er. Es ist sicher nicht ehrenhaft, wenn man von seinem eigenen Bruder in einem solchen Ton spricht, Sir David, aber ich weiß nicht mehr, wie ich mir anders helfen soll …« Er starrte verbissen auf den Tisch. »Seit heute morgen denke ich ernsthaft an Emigration. Wenn ich meine Arbeit erfolgreich fortsetzen will, muß ich Devonary verlassen. Ich glaube, es gibt keinen anderen Weg.«

Mit seinem zweiten Vorschlag hatte David mehr Glück. Als er Justin gegenüber äußerte, daß er starkes Interesse daran habe, die westliche Nebelküste zu erforschen, erntete er sofort Zuspruch. »Vielleicht lenkt mich eine solche Expedition ein wenig von meinen Problemen ab«, sagte Justin und stand auf. »Ich bin zudem selbst schon lange nicht mehr dort gewesen, und es ist vielleicht eine gute Idee, wenn ich Padraig einige Tage lang nicht mehr unter den Augen herumlaufe.«

Eine Stunde nach dem Frühstück marschierten sie ab. Justin hatte für ausreichende Ausrüstung und warme Kleidung gesorgt. Thorna trug jetzt die in O'Broinsland übliche Kleidung: weiche Fischhautstiefel, die bis über die Knie reichten, ein eng anliegendes Wams aus gleichen Material und einen kurzen Faltenrock aus Rochenhaut, der sie beim Gehen nicht behinderte.

Als sie die Nebelzone erreichten, schlug David seine Kapuze zurück. Rianna hatte ihm die ungefähre Position des Landeplatzes beschrieben. Es handelte sich um eine kleine, seichte Bucht, in der purpurne Seerosen wuchsen und die von zwei spitzen Nadelfelsen umsäumt wurden. Als er Justin gegenüber diesen Platz erwähnte und angab, er sei mit seinem gesunkenen Schiff daran vorbeigekommen, nickte dieser und erwiderte: »Oh, ja, das ist die Bai der Toten Seelen! Ein wunderschöner Ort, der sogar hin und wieder völlig nebelfrei ist. Aber über diesen Platz gehen Gerüchte um, die …« Er lachte verlegen

und auch ein wenig aufgeregt. »… die einen Mann der Wissenschaft natürlich nicht schrecken. Wollt Ihr diesen Platz aus der Nähe sehen, Sir David?«

Als David nickte, fragte Thorna: »Die Bai der Toten Seelen? Was heißt das?«

»Aberglaube, Ammenmärchen«, sagte Justin, während er durch den Nebel vor ihnen herging. »Kein Mensch, der seine Sinne beisammen hat, glaubt an diese Dinge.« Er wandte sich kurz um und fuhr fort: »Manche Leute behaupten, an diesem Ort klagende Stimmen vernommen zu haben, ein unheimlicher Singsang, der die Menschen in den Wahnsinn treibt und sie sich ins Meer stürzen läßt. Vor drei Generationen starteten die Vascinis in der Bai der Toten Seelen ihren ersten Überfall auf uns. Sie wußten allerdings nicht, daß wir einen guten Spitzel in ihre Reihen hatten einsickern lassen. Als sie mit ihren Schiffen landeten, waren wir auf alles vorbereitet. Die Vascinis holten sich damals ziemlich blutige Köpfe. Meine Vorfahren versenkten nahezu ihre ganze Flotte. Viele Krieger kamen damals ums Leben, und es heißt, daß ihre Seelen noch immer auf dem Grund der Bai sitzen und über den Verrat jammern, der an ihnen begangen wurde, das ist alles.«

Thorna schauderte und griff nach Davids Hand. Sie erinnerte sich an die Geschichten, die einige der Mädchen in der Kolonie erzählt hatten. Eine davon, Barbro hatte sie geheißen, stammte aus einem einsam gelegenen Ort namens Kellicity und hatte von ähnlichen Phänomenen berichtet. Auch in dem Landstrich aus dem sie kam, wußte man von nächtlichen Totengesängen und hin und her flirrenden hellen Lichtern, die sich ihren Weg durch die Finsternis bahnten. Barbro hatte gesagt, es handele sich bei diesen Lichtern um die Seelen Verstorbener, die keine Ruhe finden und sich manchmal der Körper von Menschen bemächtigen, die Außenseiter darstellten, weil sie geistig nicht gesund seien. Sie wollte sogar gesehen haben, wie der Dorfidiot von Kellicity normal geworden sei und in absolut ungewöhnlicher Manier mit dem Dorfältesten geredet habe. Allerdings hatte sein Zustand nur wenige Minuten angehalten, dann sei er zusammengebrochen und habe mit Schaum vor dem Mund wirres Zeug geredet.

Die Bai der Toten Seelen entpuppte sich in der Tat als paradiesischer Ort. Als die kleine Expedition dort ankam, war die Gegend weitgehend nebelfrei und man konnte über das Scharlachmeer hinaussehen. Aber weit und breit war keine Spur von Asen-Ger und seinem Boot zu entdecken.

Während Justin alles für eine Mahlzeit vorbereitete, schlenderten

David und Thorna am Strand entlang. Die rote Gasmasse rollte in großen Brechern gegen die Küste und gab dabei leise Zischgeräusche von sich. Der Boden war zu einem großen Teil felsig, aber es gab auch eine mehrere Dutzend Meter breite Sandzone.

Die Sonne hatte den Himmel soweit erhellt, daß Davids Augen bald zu schmerzen begannen, und er sich die Kapuze wieder über den Kopf zog. Er wollte sich gerade bücken, um einen handtellergroßen, rochenähnlichen Fisch, der an der Oberfläche des Meeres schwamm, zu begutachten, als Thorna plötzlich aufgeregt an seinem Ärmel zupfte.

»Da! Da!« flüsterte sie und deutete auf den Sandstreifen. »Spuren!«

David wandte sich um, sah Justin mit dem Auspacken des Proviants beschäftigt und eilte, das Mädchen hinter sich herziehend, auf die Stelle zu. Obwohl die Spuren kaum noch zu erkennen waren, erkannte er gleich, daß man an dieser Stelle etwas aus dem Meer hinaus oder in es hineingezogen hatte …

Eine Minute später fand er am Ende des Sandstrandes einen winzigen Inbusschlüssel, dessen Markenbezeichnung einen klaren Hinweis darauf ergab, daß er zu einem Bootstyp gehört hatte, wie er auf ihrem Fluchtschiff Verwendung fand. David wurde immer nervöser. Asen-Ger war also hiergewesen! Aber wo steckte er jetzt? Hatte er das Boot repariert und war davongefahren ohne nach Rianna Ausschau zu halten?

Davids Gedanken rasten. Er versuchte sich vorzustellen, wie er gehandelt hätte, wenn ein aufgeregter Mann zu ihm gekommen wäre und behauptet hätte, Rianna sei von den Eingeborenen getötet worden … Corcoran hatte sie vielleicht nur hinfallen sehen. Angenommen, er hatte sie für tot gehalten? Angenommen, er war ein Feigling und hatte den anderen von ihrem Tod berichtet, nur um auf der Stelle wieder von hier wegzukommen?

David schüttelte den Kopf. Erneut wurde ihm bewußt, wie viele Unbekannte seine Rechnung enthielt. Die Leute, mit denen Asen-Ger und er von Zoe geflohen waren, waren Fremde gewesen. Ihr Flug durch *Weltraum II* – in dem sie sich, wie David vermutete, noch immer aufhielten – hatten zudem weniger als eine halbe Stunde gedauert.

Wenn es Asen-Ger und den seinen nicht gelungen war, das Boot zu reparieren, mußte er es versteckt haben. Aber wo?

Als David auf die wabernde Gasmasse schaute, die zu seinen Füßen träge gegen die Küste rollte, kam ihm eine Idee. Er zog sich aus und watete in die Wellen hinein.

»Was … hast du vor?« fragte Thorna. Sie lief aufgeregt hinter ihm

her. »Was ist, wenn sich hier gefährliche Tiere aufhalten?«

David blieb stehen und sah sie an.

»Ich bin gleich zurück«, sagte er vertrauensvoll und strich ihr über die Wange. »Ich muß etwas herausfinden. Wenn ich zurückkomme ...«

Das Mädchen musterte ihn mit einem klaren Blick und David sah, daß sie aufrichtige Angst um ihn hatte. Er würde ihr viel zu erklären haben, wenn er das, was er zu finden hoffte, auf dem Grund des Scharlachmeeres wirklich fand. Bis dahin mußte sie sich gedulden.

David stürzte sich kopfüber in die rote Gasmasse hinein.

*

Langsam fiel er durch eine seltsame Welt. Das Atmen bereitete David, wie er es erwartet hatte, keinerlei Schwierigkeiten. Er hatte keine Ahnung, ob das Gas, durch dessen Schichten er sich nun bewegte, Sauerstoff enthielt. Ebensowenig wußte er über die Zusammensetzung der planetaren Lufthülle bescheid. Eins war ihm jedoch klar: Rorqual hatte andere Naturgesetze als die Erde oder jeder andere Planet, auf dem der Mensch im Laufe der Jahrhunderte heimisch geworden war. Geschöpfe von der Größe der Grünen Flieger konnten normalerweise auf einem Planeten, der für die Menschen bestimmt war, nicht fliegen. Hier konnten sie es. Möglicherweise atmeten sie auf ihrer Heimatwelt auch ein anderes Luftgemisch. Auf Rorqual existierten sie unter den gleichen Bedingungen wie die Menschen. Sogar das Getier, das erstaunt und aufgeschreckt die Anwesenheit eines Humanoiden zur Kenntnis nahm, schien mit Lungen ausgestattet zu sein.

David terGorden musterte die Lebewesen, die sich ihm neugierig näherten. Größtenteils ähnelten sie den bekannten irdischen Rochen, aber keines war größer als eine Handfläche oder Kinderkopf. Er sah plattgedrückte »Fische« und kugelrunde. Glotzaugen starrten ihn an, Barthaare sträubten sich entsetzt. Er kam sich vor wie ein Eindringling, und das war er auch.

Er fiel ganz langsam und konnte seine Bewegungen mit ausgebreiteten Armen, fast so wie ein Schwimmer, steuern. Es war mehr ein Fliegen als Schwimmen, was er tat. Der Boden unter ihm war rötlich-braun, ebenso die sich wiegenden Pflanzen, die ihn an Korallen erinnerten. Majestätisch langsam segelte ein Geschöpf an ihm vorbei, das entfernt an einen Wal erinnerte. Es war gigantisch und sicherlich mehr als zwanzig Meter lang. Kleine, weißblaue Augen musterten ihn uninteressiert. Das Wesen verfügte über dermaßen dünnhäutige Flossen, daß sie ihn beinahe schon an die Schwingen eines Kolibris

erinnerten.

Unter dem Meeresspiegel herrschte absolute Stille. David versuchte sich auf den Boden zu konzentrieren, der jetzt allmählich näherkam. Seine Füße setzten auf, aber als er sich fortzubewegen versuchte, kam er sich vor, als wate er durch eine Zähe, unnachgiebige Masse.

Panik wallte in ihm auf. Er ruderte mit den Armen, schwebte wieder hoch und atmete auf. Es war wohl besser, wenn er sich auf die Art eines Tauchers fortbewegte.

Daß er Asen-Gers Boot wirklich fand, überraschte ihn schon nicht mehr. Die Schleuse war weit geöffnet. David bahnte sich einen Weg ins Innere des Bootes und verscheuchte mehrere rochenähnliche Geschöpfe, die offenbar ebenso stark an dem unbekannten, metallenen Objekt interessiert waren wie er selbst.

Asen-Ger hatte auf dem Kontrollpult eine in eine durchsichtige Folie eingeschweißte Nachricht für Rianna Ross hinterlassen. *Wenn du die richtigen Schlüsse gezogen und das Boot gefunden hast,* las er, *wirst du möglicherweise auch von dieser Insel fortkommen. Wir haben keine Verbindung mit David terGordens Gruppe aufnehmen können, Rianna. Entweder sind sie alle tot oder ihr Funkgerät ist unbrauchbar geworden. Wir machen uns auf, sie zu suchen. Ihre letzte Position ist uns ungefähr bekannt.* Es folgten mehrere Zahlenangaben, die es Rianna möglich gemacht hätten, ihnen zu folgen. *Sollte unsere Mission erfolglos sein: Ich weiß nicht, ob wir uns jemals wiedersehen. Dieses Boot hier ist unbrauchbar – im Moment. Wir benötigen, um eine Reparatur vornehmen zu können, bestimmte Metallegierungen, die wir nicht besitzen. Wir hoffen sie irgendwo auf diesem Planeten aufzutreiben. Unsere erste Suche gilt jedoch der Gruppe terGorden. Wenn du diese Botschaft findest, versuche unserer Spur zu folgen, Asen-Ger.*

David terGorden fluchte. Irgendwie wurde er das Gefühl nicht los, daß sie sich alle in einem endlosen Kreis bewegten.

*

Als sie zwei Tage später zum Kastell zurückkehrten, schien sich dort einschneidendes verändert zu haben. Mehrere bärtige Gestalten, deren kraftstrotzende Körper davon zeugten, daß sie nicht zu den Sklaven gehörten, die andererseits aber auch nicht vornehm genug gekleidet waren, um als Freie zu gelten, bevölkerten die Baustelle, saßen an hell lodernden Feuern und sprachen eifrig dem Wein zu, der aus Fischhautschläuchen reichlich floß. Padraig O'Broin tauchte kurz am Haupttor auf, deutete auf den Tulpenwald und unterhielt sich mit

einem hochgewachsenen, glattrasierten Mann, den David terGorden nur allzu gut kannte.

Es war Debussy!

»Stopp«, sagte er, als sie die Hügelkuppe erreicht hatten und auf das nächtliche Lager hinuntersahen, »keinen Schritt weiter!«

»Was ist denn, Sir David?« fragte Justin O'Broin bekümmert. »Kennt Ihr diesen Mann?« Er deutete auf Debussy, der immer noch eben seinem Bruder stand und laut lachte.

David verfluchte sich, daß er Justin O'Broin nicht von Anfang an reinen Wein eingeschenkt hatte. Das Lügengebäude, auf dem seine Freundschaft zu diesem Mann fußte, drohte immer höher anzuwachsen. Was sollte er ihm über Debussy erzählen? David schüttelte den Kopf. Nein, es war besser, wenn er Justin nicht verunsicherte, indem er ihm sagte, was ihn wirklich an die Küste von O'Broinsland – oder Devonary – geführt hatte. Immerhin hatte er es möglicherweise seinem Täuschungsmanöver zu verdanken, daß mit Justin alles so gut geklappt hatte. Justin hielt ihn für seinesgleichen; einen Adeligen, oder was immer man auf dieser Welt für einen Adeligen hielt. Auf dieser Annahme hatte ihr gutes Verhältnis von Anfang an basiert. David war sich nicht sicher, wie Justin sich verhalten hätte, wenn er nicht davon überzeugt gewesen wäre, irgendeinen Hochwohlgeborenen vor sich zu haben. Zwar war dieser aus der Art geschlagene O'Broin ein Mann von Kultur, aber in seinen allgemeinen Ansichten schien er sich nicht von denen seiner Familie zu unterscheiden. Nicht etwa, daß Justin insgeheim doch ein blutdürstiger Krieger gewesen wäre, das keinesfalls. Aber er war im Denken den Traditionen des Mittelalters verhaftet, denn er stellte das feudalistische System, auf dem der Wohlstand und die Macht seiner Familie fußte, nicht in Frage. Ebensowenig schien er etwas gegen das Halten von Sklaven zu haben; David hatte aus seinem Mund jedenfalls nichts Gegenteiliges gehört.

»Nun?« fragte Justin.

Zum Glück war es bereits dunkel. Bis jetzt hatte niemand die Ankömmlinge entdeckt.

David wurde einer Antwort enthoben, denn im gleichen Moment fiel ein dunkler Schatten auf die beiden im Licht der Torbogenfackeln stehenden Gestalten Padraig O'Broins und Debussys.

»Der Grüne Flieger!«

Auch David und Thorna erkannten Vasik sofort. Der Grüne Flieger hielt sich etwas im Hintergrund, war aber von ihrem Standpunkt auf dem Hügel nicht zu erkennen.

David ließ sein Gepäck sinken. Thorna tat es ihm gleich, und nach einigem Zögern folgte ihnen auch Justin.

»Dieser Mann da«, flüsterte David und ließ sich auf die Knie nieder, »ist ein gewisser Debussy. Er ist bekannt dafür, daß er mit Sklaven handelt.« David dankte dem Himmel dafür, daß es so dunkel war, daß man sie nicht sofort erkennen konnte. »Wenn er sich mit meinem feigen Sklaven zusammengetan hat, hat das irgendetwas zu bedeuten.« Er holte tief Luft. »Ich hatte diesen Grünen Flieger von Anfang an in Verdacht, von den Vascinis bestochen worden zu sein, und möglicherweise ist es auf ihn zurückzuführen, daß wir in der roten Nebelwolke überfallen wurden. Dieser Debussy ist ebenfalls dafür bekannt, daß er gute Beziehungen zu den Vascinis unterhält. Wenn er mit dem Grünen Flieger zusammen hier auftaucht, kann das nichts Gutes bedeuten!«

»Aber … aber …« stammelte Justin und ließ sich neben David nieder. »Dann sollten wir meinen Bruder sofort warnen! Er weiß sicher nicht, auf was er sich einläßt, wenn er …«

David schüttelte den Kopf und packte Justins Schulter. »Ich glaube, ich weiß, hinter was Debussy her ist«, sagte er und holte damit zum ultimaten Schlag gegen Justins Selbstbewußtsein aus. »Die Vascinis haben von Eurer Erfindung gehört, und Euer Bruder, der ihren Nutzen nicht anerkennt, ist froh, einen vermeintlichen Narren gefunden zu haben, der sie ihm abkaufen will!«

Justin schnappte nach Luft. David rechnete jeden Moment damit, daß ein logisches Gegenargument kam, und seine an den Haaren herbeigezogene Geschichte wie ein Kartenhaus in sich zusammenfiel. Aber nichts dergleichen geschah. Die Furcht Justins, daß sein Bruder alles tun würde, um ihm zu schaden und seine Erfindung zu vernichten, war so fest in seinem Denken verwurzelt, daß er gar nichts anderes mehr sah.

»Wir müssen fliehen!« stieß er mit schreckgeweiteten Augen hervor. »Hier findet ein Komplott größten Ausmaßes gegen mich statt! Wollt Ihr mir helfen, Sir David?«

»Natürlich«, sagte David. »Am besten kehren wir gar nicht erst ins Kastell zurück, sondern versuchen, so lange uns die Nacht noch Schutz vor neugierigen Blicken bietet, den Ballon startbereit zu machen!«

»Ich danke euch«, keuchte Justin und nahm sein Gepäck wieder auf. »Es wird eine harte Arbeit für uns werden, aber wir dürfen keine Sekunde verlieren!«

*

Mit dem Vorwand, näheres über die Pläne Debussys erfahren zu wollen, schlich sich David, nachdem er zusammen mit Thorna und Justin das für die Heißluft unentbehrliche Feuer entfacht hatte, zum Kastell zurück. Das große Zelt, das den Steinofen und den dazugehörigen Blasebalg beherbergte, lag tief genug hinter dem Tulpenwald verborgen, um keinerlei Aufmerksamkeit zu erregen. Der einäugige Knecht Justins hatte zudem einen großen Holzstapel aufgeschichtet, der genug Heißluft liefern würde, um den Ballon aufzublasen und flugfähig zu machen. Die einzige Arbeit, die jetzt noch zu tun war, bestand im Befestigen der Gondel und der Betätigung des mächtigen Blasebalgs, der die vom Steinofen erzeugte Heißluft ins Innere der Ballonhülle beförderte. Letzteres war reine Knochenarbeit. Es war allerdings fraglich, ob Justin und Thorna sie schafften, wenn er zu lange ausblieb.

Der Hauptgrund, der David terGorden lautlos durch den Burghof schleichen ließ, war natürlich Rianna Ross. Er hatte keinesfalls die Absicht, sie allein hier zurückzulassen, wenn sich schon eine Gelegenheit zur Flucht bot.

David fragte sich, auf welchen Handel Padraig O'Broin sich mit Debussy eingelassen hatte. Was konnte den Herrn der Insel bewogen haben, diesen Halunken und seine Leute nicht gleich in seine Arbeitsbrigaden einzugliedern? Was hatte Debussy ihm angeboten, daß er sich auf Devonary – so schien es zumindest – frei bewegen konnte? Daß Debussy ihm von dem Boot der Treiber erzählt hatte, war zweifelhaft, nachdem Padraig O'Broin nicht an den Nutzen der Fliegerei glaubte oder sie sogar für unmöglich hielt. Als er sich an Vasik erinnerte, begann es ihm zu dämmern. Der Grüne Flieger wußte, daß er nicht derjenige war, für den er sich ausgab. Er war zur *Polaris* zurückgekehrt und hatte Debussy erzählt, daß er, David terGorden, das Vertrauen des Bruders Padraigs errungen habe. Die O'Broins hatten gerade einen Krieg hinter sich gebracht. Wenn Debussy nun ankam und Padraig erzählte, der Gast Justins sei ein Spitzel der Vascinis …

Das mußte es sein. David fluchte. Als er um eine Ecke bog, stieß er mit einem verhungert aussehenden Sklaven zusammen, der sich mit dem Rücken an eine Wand gelehnt hatte und eine lange, hölzerne Pfeife rauchte.

»Verzeiht, Herr«, sagte der Mann und versuchte aufzustehen, »aber im Schlafsaal ist es zu stickig. Ich wollte die klare Luft genie …«

»Bleib sitzen«, sagte David und drückte den Mann zurück. Offenbar

kannte er ihn nicht und hielt David aufgrund seiner Kleidung für einen Angehörigen der Familie O'Broin. »Sag mir, wo die Frauen schlafen.«

»D … die Frauen?« Der Mann schien über diese Frage nicht recht glücklich zu sein. Möglicherweise vermutete er hinter ihr etwas Bedrohliches.

»Ja, das Quartier der Frauen«, sagte David. »Du brauchst dich um niemanden zu fürchten. Ich will ihnen nichts antun.«

Der Sklave atmete auf. »Geradeaus und dann links. Sie schlafen in den Räumen, die zu ebener Erde liegen und deren Fenster vergittert sind.«

»Danke.« David klopfte dem Mann auf die magere Schulter und setzte sich in Bewegung. Er fand das Gebäude sofort. Vereinzelte Kerzenlichter brannten hinter den mit Gittern versehenen Butzenscheiben. Nirgendwo war ein Wächter zu sehen.

»Rianna?«

Mehr als drei Dutzend Frauenköpfe wandten sich ihm zu, als er gebückt durch den Eingang kam. Rianna Ross lag auf einem Strohsack am Ende der Halle, aber sie schlief noch nicht. Leichtfüßig kam sie auf ihn zu.

»Schnell.« David faßte sie bei der Hand, führte sie auf den Hof hinaus und brachte ihr mit raschen Worten bei, wie die Lage stand. »Wir müssen fliehen und haben keine Sekunde zu verlieren.«

»Zandra und Farrell sind hier«, flüsterte Rianna ihm zu, als sie durch die engen Gebäudeschluchten liefen. »Sie kamen mit etwa zwanzig Leuten an, die hier keiner kennt.«

Überrascht hielt David an. »Zandra und Farrell sind hier?« Es war eine Überraschung, aber eine gute. »Weißt du, wo sie stecken?«

»In den Sklavenunterkünften jedenfalls nicht«, sagte Rianna. »Aber Zandra hat mich, als sie ankamen, gesehen. Man hat sie ins Hauptgebäude gebracht, wo auch die anderen Fremden abgestiegen sind.«

»Ich werde versuchen, mich um sie zu kümmern«, erwiderte David und beschrieb ihr den Weg zum Tulpenwald. »Wenn du die Schneise erreicht hast, warte auf mich. Justin und Thorna kennen dich nicht. Es wäre besser, wenn ich bei dir bin, wenn wir dort aufkreuzen.«

»Was hast du vor?« fragte die kraushaarige Treiberin besorgt.

»Ich weiß es noch nicht«, gab David zu, »aber irgend etwas wird mir schon einfallen. Mach jetzt, daß du wegkommst.«

»Kann ich nicht …«

»Nein.« Er packte sie bei den Schultern. »Du kennst dich im Hauptgebäude nicht aus, Rianna. Es würde zuviel Zeit verlorengehen.«

Sie nickte, drückte seinen Arm und verschwand in der Finsternis. David fluchte innerlich, weil er hier nicht auf seine PSI-Kräfte zurückgreifen konnte. Mit PSI wäre die Aktion ein Kinderspiel gewesen.

Er eilte von der Rückseite an das Hauptgebäude heran. Die meisten Fenster des vierstöckigen, aus grauen Steinquadern gebauten Hauses waren erleuchtet. Offenbar gab Padraig O'Broin ein Fest für seine neuen Freunde. David tastete die Hintertür ab. Die Knappheit an Arbeitskräften und der daraus resultierende Streß für die Krieger Padraigs hatten bewirkt, daß in der Nacht nur die allernotwendigsten Wachen aufgestellt wurden. Das Haupttor war zwar frei gewesen, aber David zweifelte nicht daran, daß sich im Inneren des Hauptgebäudes genügend Wachen aufhielten, um jedem Attentäter den Garaus zu machen. Herrscher vom Kaliber Padraigs waren niemals beliebt.

Zu seiner Überraschung war die Hintertür nicht abgeschlossen. Als David in den dahinterliegenden Korridor schlüpfte, nahm er zuerst das Licht zwei lodernder Pechfackeln, dann die massige Gestalt eines in einen Harnisch gekleideten Schergen wahr. Der Mann schien entweder genauso überrascht zu sein wie er oder er hatte geschlafen. Seine Augen zeigten jedenfalls, daß er übermüdet und sein Blick verschleiert war.

Das war Davids Glück. Bevor der Mann ihn erkannte und ein Signal geben konnte, traf ein harter Faustschlag seine Kinnspitze und ließ ihn wanken. David setzte sofort nach. Der nächste Hieb traf den Mann gegen die Schläfe. Er fiel nach vorn, sein Körper klappte wie ein Taschenmesser zusammen und sein Magen machte eine unheilvolle Bekanntschaft mit Davids rechtem Knie. Er fing den Wächter auf, um jeden Lärm zu vermeiden, zog ihn in eine Nische und fesselte ihn mit seinem Gürtel. David nahm dem Bewußtlosen das Schwert ab, wog es prüfend in der Hand und entschied sich, es zu behalten. Um zu verhindern, daß der Mann Alarm schlagen konnte, riß er dessen Fischlederhemd in Streifen und knebelte ihn. Er war kaum mit der Arbeit fertig, als er in unmittelbarer Nähe die Schritte schwerer Stiefel vernahm. Jemand öffnete und schloß eine Tür, dann war wieder Stille.

David atmete auf.

Die Privaträume der Familie O'Broin lagen im vierten, die Festsäle, Küchen und Lagerräume im dritten Stock. Das Hauspersonal mußte, wenn es seine Arbeitsplätze schnell erreichen wollte, demgemäß in der zweiten Etage untergebracht sein; ebenso die Leibwächter Padraigs.

Blieb also der erste Stock. David durchquerte den Korridor, nahm

die Dienstbotentreppe und preßte sich an der Wand entlang nach oben. Auch hier brannten in regelmäßigen Abständen Fackeln, die in an der Wand befestigten, eisernen Ringen steckten. Lautes Gelächter drang aus den oberen Stockwerken zu ihm hinunter, dann begannen hölzerne Musikinstrumente zu spielen. An den Anfeuerungsrufen der offensichtlich bereits stark angetrunkenen Gästen erkannte David, daß im Festsaal offenbar Nackttänze aufgeführt wurden. Hoffentlich lenkte das O'Broin und Debussy für eine Weile ab.

Ein blasses Hausmädchen ging mit einer großen, irdenen Schüssel an ihm vorbei und würdigte ihn keines Blickes. David steckte das Schwert in seinen Gürtel und sah sich um. Die Wände in diesem Bezirk des Hauptgebäudes waren roh und unverziert, fast kahl. Mehrere Türen zweigten von dem Gang, in dem er sich gerade befand, ab. Die Zeit drängte. Was sollte er tun? Aufs Geratewohl in irgendeinen Raum hineinstürmen und denjenigen, den er dort antraf, zur Aussage zwingen? Wenn er dabei auf ein Wachlokal stieß, konnte ihn das seinen Kopf kosten.

Schlüsselgeklirr ließ ihn nach einer Deckung suchen. David war kaum in den Schatten einer Nische getaucht, als er zwei Krieger aus einem Quergang kommen sah, die völlig unvorschriftsmäßig gekleidet waren. Sie trugen weder Harnisch noch Stiefel und schienen angetrunken zu sein. Einer von ihnen schleppte zwei Tonkrüge mit sich, während der andere – ein schwitzender, dicklicher Bursche mit wirrem Haar – mit einem Schlüsselbund herumspielte. Offenbar hatte Padraig O'Broin zur Feier – was feierte er eigentlich? – so ausgiebig des Tages auch an seine Soldaten Alkohol ausgehen lassen.

Aber es dauerte keine zehn Sekunden, als David auch schon eines Besseren belehrt wurde. Die Tonkrüge, die einer der Männer trug, enthielten keinen Wein, sondern Nahrung für die Gefangenen, denn kurz darauf öffnete der Schlüsselträger eine der Türen und sagte mit lauter Stimme: »Da habt ihr was! Ihr sollt ja auch nicht leben wie der letzte Dreck!«

Im Inneren des Raumes, in den David nun hineinsehen konnte, wurde der Schopf Zandra van Heissigs sichtbar. Nun galt es zu reagieren.

David holte tief Luft und stürmte vor. Er traf den Schlüsselträger mit einem Handkantenschlag im Genick und der Mann fiel ohne einen Laut um. Zandra, die erschreckt die Augen aufriß und »David!« stammelte, erfaßte die Situation sofort und schüttete dem zweiten Mann den Inhalt des Tonkruges ins Gesicht. Der Mann war zu betrunken, um den Schmerz zu spüren, den die heiße Suppe in seinem

Gesicht erzeugte. Er riß die Hände vors Gesicht und versuchte die Balance zu halten, aber im gleichen Augenblick trat Claude Farrell, der mit dem Rücken zur Wand auf einer schmalen Pritsche saß, ihm die Beine unter dem Körper weg.

»Raus!« zischte David. »Schnell!« Farrell und Zandra nahmen die Waffen der beiden Wächter an sich und folgten ihm, nachdem sie die Tür ihres Verließes wieder verschlossen hatten. Auf dem Korridor begegnete ihnen das blasse Küchenmädchen, das mehrere leere Krüge trug, diese vor Schreck fallenließ und einen gellenden Schrei ausstieß.

»Beeilt euch!«

David terGorden ignorierte das Mädchen. Es war jetzt egal, ob man zehn oder zwanzig Sekunden später auf ihre Flucht aufmerksam wurde. Vor allen Dingen galt es jetzt, den Tulpenwald zu erreichen. David schickte ein Stoßgebet zum Himmel. Jetzt hing alles davon ab, ob Justin und Thorna mit der Arbeit weit genug gekommen waren, um den Ballon in die Lüfte steigen zu lassen. Wenn Padraig zu früh darauf kam, daß sie die Insel mit dem Gefährt seines Bruders verlassen wollten, war alles aus!

Erst in der untersten Etage wurden sie aufgehalten. Zwei Krieger hatten gerade den gefesselten Hintertürwächter entdeckt und waren damit beschäftigt, ihn loszubinden. Als das Getrappel von drei paar Füßen hinter ihren Rücken erscholl, ließen sie von dem Geknebelten ab und zogen ihre Schwerter. »Wir müssen da durch!« rief David und zog ebenfalls blank.

Die Funken stoben, als Metall gegen Metall krachte. Einer der Schergen schien mit der Waffe nicht sonderlich gut zu sein oder war ebenfalls betrunken. Nach zwanzig Sekunden ließ er das Schwert einfach fallen, hob die Hände und bat, um sein Leben. Der andere *Krieget* wandte sich zu ihm um und nannte ihn einen Feigling, was Farrell die Gelegenheit gab, ihn von hinten mit einem wohlgezielten Handkantenschlag ins Land der Träume zu schicken. »Tut mir leid«, sagte David und knöpfte sich den Waffenlosen vor. Es widerstrebte ihm, einen Menschen zu töten, der waffenlos vor ihm stand. Seine Linke zuckte vor und traf den Krieger am Kinn. Entweder war der Mann sofort bewußtlos oder er stellte sich nur so. Auf jeden Fall klappte er auf der Stelle zusammen und blieb liegen.

»Jetzt!« David öffnete die Hintertür und lief hinaus. Über ihnen wurden die ersten Fenster geöffnet. Man schien also auch im Festsaal bereits über ihr Verschwinden informiert zu sein.

*

Es war stockfinster in der durch den Tulpenwald führenden Schneise. Rianna Ross erwartete sie. Sie war nervös und vor Angst beinahe hysterisch. Zandra und sie fielen einander in die Arme, dann hasteten sie weiter. »Ich habe jetzt keine Zeit für Erklärungen«, – das war alles, was David terGorden seinen Gefährten hatte zuzischen können, – »wenn jetzt nicht alles auf die Sekunde abläuft, ist es aus mit uns!«

Justin und Thorna hatten meisterhafte Arbeit geleistet: in der einen Stunde, die David weggewesen war, hatten sie den Ballon bis zur Hälfte mit Heißluft gefüllt. Das Feuer im Steinofen prasselte. Es war ungeheuer heiß in seiner Umgebung. Der Ballon hatte sich außerhalb des Zeltes bereits zu einem Teil in die Luft gehoben, aber er sah immer noch aus wie ein erschlaffter Windbeutel.

»Sir David!« sagte Justin überrascht. »Wen bringt Ihr da mit? Sind wir verraten?«

David deutete mit dem Kopf auf den Blasebalg und sagte: »Claude, Zandra, Rianna! An die Arbeit! Pumpen, was das Zeug hält! Ich helfe euch gleich!«

Niemand stellte Fragen. Alle arbeiteten wie die Besessenen. Die Hitze wurde unerträglich.

»Keine Panik, Sir Justin«, beruhigte David den Bruder Padraigs. »Diese Leute hier sind Freunde von meinem Schiff, die von Debussy aus dem Meer gefischt und an Euren Bruder verkauft werden sollten. Es sind brave Leute, und ich bin mit ihnen befreundet. Aber sagt mir: Wird der Ballon uns alle tragen können?«

Justin war zu verwirrt, um weitere Fragen stellen zu können. Er musterte die Köpfe der emsig arbeitenden Anwesenden und erwiderte: »Er war für wenigstens fünf Personen geplant, aber er wird auch sechs transportieren können, wenn es uns gelingt, ihn zu voller Größe aufblasen zu können.«

»Gut.« David nickte. »Unsere Flucht aus dem Kastell ist bemerkt worden. Wir müssen uns beeilen!«

Während Justin hinauseilte, um den Proviant und die Ballastsäcke in die Gondel zu schaffen, unterstützte David die anderen am Blasebalg. Thorna, die kaum noch bei Kräften war, wurde am Ofen eingesetzt, wo sie Scheit auf Scheit in die züngelnden Flammen warf. Das Holzfeuer knisterte und knackte, Funken stoben. Zwei Minuten später war David – wie auch die anderen – in Schweiß gebadet. Dennoch pumpten sie weiter und weiter, ohne die kleinste Pause.

»Ich kann nicht mehr«, stöhnte Zandra nach einer unbestimmbaren Zeitperiode. »Mir wird schwindlig.« Sie fiel um. Zum Glück betrat

gerade Justin O’Broin das Zelt. Er hob sie auf und trug sie an die frische Luft. »Ich kann draußen den Schein zahlreicher Fackeln sehen«, sagte er zu David. »Hoffentlich entdeckt man uns nicht, ehe wir in der Luft sind.«

»Wie lange noch?« keuchte Rianna, deren Kräfte auch zu erlahmen drohten, denn das Tempo, das sie jetzt vorlegten, überschritt jedes vernünftige Maß. »Ich kann nicht mehr lange …«

Thorna riß sich die schweißdurchtränkten Kleider vom Leib und kam, mit nichts als ihrem üblichen Lendenschurz bekleidet, um Zandras Position einzunehmen vom Ofen zurück. Sie sah hinreißend aus, mit ihrem makellos gebräunten Leib und ihrem rußgeschwärzten Gesicht. David hätte sie küssen können.

»Ein verdammt feines Mädchen«, keuchte Farrell neben ihm.

»Spar dir deine Puste«, röchelte David, »aber im übrigen bin ich deiner Meinung.«

Kurz darauf kehrte Justin zurück, um sie am Blasebalg zu unterstützen. »Wir sind bald soweit«, gab er mit freudestrahlendem Gesicht bekannt. »Der Ballon ist fast prall. Hoffentlich wird es nicht zu schnell Tag. In der Helligkeit wird man ihn über den ganzen Tulpenwald hinweg leuchten sehen können.«

Noch einmal setzten sie ihre Kräfte ein. In Davids Ohren begann es zu sausen, das Atmen fiel ihm mit jeder Sekunde schwerer. Neben ihm brach Rianna Ross zusammen, und Farrell strauchelte, als sie gegen ihn stieß. »Hinaus mit ihr«, keuchte. David. »Thorna machst du das? Und sieh nach der anderen Frau!«

Thorna ergriff Rianna an beiden Armen und zog sie über den Boden hinter sich her. Es dauerte nicht lange, dann kam sie aufgeregt zurück und rief: »Schnell! Schnell! Man hat uns entdeckt!«

Justin stieß einen Klagelaut aus. Farrell und David langten erschöpft nach den Schwertern, ergriffen den Bruder Padraig O’Broins an den Armen und taumelten mit ihm zum Zelteingang hinaus. Im Westen begann es bereits zu tagen. Der Himmel war jetzt purpurrot. Am Ende der Schneise wurde ein Trupp Bewaffneter sichtbar, der immer näher kam. Man hatte den Ballon also über dem Tulpenwald in die Höhe ragen sehen.

Er sah gewaltig aus!

Als David sich umwandte, sah er, daß Justin O’Broins Augen vor Stolz glühten. Es war sein Werk! Ein riesiger, giftgrüner Ballon hing über der Lichtung in der Luft. Die Gondel schwebte bereits einen Fußbreit über dem grasbedeckten Boden und schaukelte sanft hin und her. »Wo ist Zandra?« fragte Farrell erschreckt.

»Die Frau? Bereits an Bord«, erwiderte Justin. »Kommt jetzt, wir haben keine Zeit zu verlieren!«

Thorna schwang sich, nachdem sie gemeinsam die offenbar bewußtlose Rianna in die Gondel gehievt hatten, selbst über die Reling. David und Farrell deckten mit gezückten Schwertern ihren Rückzug.

»Sie haben Armbrüste!« sagte Farrell plötzlich und deutete aufgeregt auf das Dutzend heranstürmender Krieger, das jetzt die Hälfte des erkennbaren Weges zur Lichtung hinter sich gebracht hatte. »Wenn sie damit den Ballon treffen …!«

»An Bord!« Justin hatte inzwischen die Verbindung vom Ofen zum Ballon gekappt. Er hielt ein kleines Beil in der Hand, das offenbar dazu dienen sollte, auch jene Taue zu zerhacken, die den Ballon jetzt noch an den in den Boden gerammten Pfählen hielten. »Schnell! Schnell!« schrie er.

Farrell schwang sich an Bord. Die Schergen Padraigs – unter ihnen befanden sich auch zwei oder drei Seeleute aus Debussys Mannschaft – waren kaum noch sechzig Meter von ihnen entfernt.

Als David an Bord war, kappte Justin die Haltetaue. Ein plötzlicher Aufwind erfaßte den grünen Ballon und er stieg in die Lüfte. Entsetzte Schreie aus weiter Ferne zeigten den Passagieren, daß die Verfolger offenbar nicht wußten, was sie jetzt tun sollten. Dann brüllte eine Stimme:

»Schießt ihr Narren! Schießt!«

»Die Köpfe runter«, sagte Justin und drückte die gerade wieder zu sich kommende Zandra wieder hinter die Reling der Gondel zurück. »Sie schießen!«

David wagte nicht zu atmen. Erst jetzt wurde ihm klar, auf welch verrücktes Abenteuer sie sich eingelassen hatten. Sie waren zwar wieder vereint und hatten zudem ein Mitglied aus Asen-Gers Gruppe wiedergefunden – aber dafür befanden sie sich jetzt an Bord eines vorsintflutlichen Fluggerätes, über dessen Verwendungsfähigkeit nicht einmal der Erbauer genug wußte, um sie sicher wieder landen zu lassen. Auch für Justin O'Broin war dies das erstemal, daß er sich in die Lüfte hinaufbegab. Aber zumindest schien er guten Mutes dabei zu sein.

Als David der Ansicht war, daß sie jetzt hoch genug waren, stand er auf und blickte über den Gondelrand. Unter ihnen schmolz die Landschaft zusammen. Die Tulpengewächse sahen wie Gartenblumen aus, die winzigkleinen, aufgeregt zwischen ihnen dahineilenden Menschen wie Insekten. Das Kastell der O'Broins sah wie eine

Spielzeugburg aus, und das allerseltsamste war, daß der in dieser Höhe herrschende Wind kaum spürbar war. Auf Rorqual galten andere Gesetze; irgendwann würden sie herausfinden, woran das lag.

Als David sich umwandte, um in die Gesichter seiner Gefährten zu sehen, stellte er fest, daß Justin O'Broin sich nicht mehr neben ihm befand. Er lag auf dem Boden der Gondel, sein Kopf ruhte auf Thornas Schoß. Ihre rechte Hand war blutbesudelt, ihr Blick vor Entsetzen geweitet. Farrell bewegte die Lippen, als wolle er etwas sagen, aber aus seinem Mund kam kein einziger Ton.

Erst dann sah David terGorden den kleinen Bolzen, der aus dem Hals des Ballonkonstrukteurs ragte. Justin war getroffen worden. Ein einziger von einem Dutzend Bolzen hatte sein Ziel – den Ballon – erreicht und hatte ausgerechnet ihn treffen müssen.

Zandra und Rianna waren bleich wie der Tod. Justin schnappte hörbar nach Luft. Dann krächzte er: »Wir haben es geschafft, was?« Er hustete, sein Blick wurde glasig. »Ohne Eure Hilfe, Sir David … wäre mir das sicher nicht … gelungen. Ich möchte Euch meinen Dank aussprechen.« Er hustete erneut. David stellte sich vor, was sich vor dem inneren Auge des todgeweihten Außenseiters für Szenen abspielten. Sah er jetzt Hunderte von Ballons, die über die Oberfläche Rorquals majestätisch dahinschwebten? Oder hatte er den Tod vor Augen?

»Wir alle …« keuchte Justin O'Broin, »haben unser bestes … getan. Einst … werden die Ballons der terGorden-Reederei diesen Planeten … zur Gänze erforschen …«

»Rorqual gibt uns viele … Rätsel auf«, fuhr Justin fort, »aber mit Hilfe … der … Ballons … eines … Tages …« Er richtete sich plötzlich auf. Sein Blick wurde für eine Sekunde wieder klar und er sagte: »Mir ist so eigenartig, Sir David. Ich glaube, mir wird schlecht. Wäre es nicht eine Ironie des Schicksals, daß ausgerechnet ich das Fliegen nicht vertragen könnte?«

Dann fiel er zurück und starb ohne ein weiteres Wort. Thorna brach in Tränen aus; David wandte sich schnell ab und blickte aus der Gondel in die Ferne.

Die Höhenwinde trieben sie nach Norden. Bereits jetzt konnte man die zackige Bergkette erkennen, die noch nie ein Mensch zu Fuß durchquert hatte. Was würde sie dahinter erwarten?

ENDE

In 14 Tagen erscheint als Band 17:

»Die Piraten vom Scharlachmeer«

von Conrad C. Steiner

Davids Suche nach seinen verschollenen Gefährten geht weiter. Der Planet Rorqual ist eine Welt voller Überraschungen und Rätsel. Seit Jahrhunderten sind hier immer wieder terranische Raumschiffe gestrandet. Die Überlebenden haben sich, so gut sie konnten, an die seltsamen Verhältnisse angepaßt und eigenartige Kulturen entwickelt.

Metall ist auf Rorqual so wertvoll wie Gold, und die abgestürzten Raumschiffe sind Schätze, auf die bald mehrere Gruppen Jagd machen. David gerät in die Hände der PIRATEN VOM SCHARLACHMEER und muß auf den Nebelmeeren um sein Leben kämpfen. Aber er bleibt seinen Gefährten immer auf der Spur. Conrad C. Steiner erzählt in 14 Tagen Davids abenteuerliche Odyssee auf Rorqual.